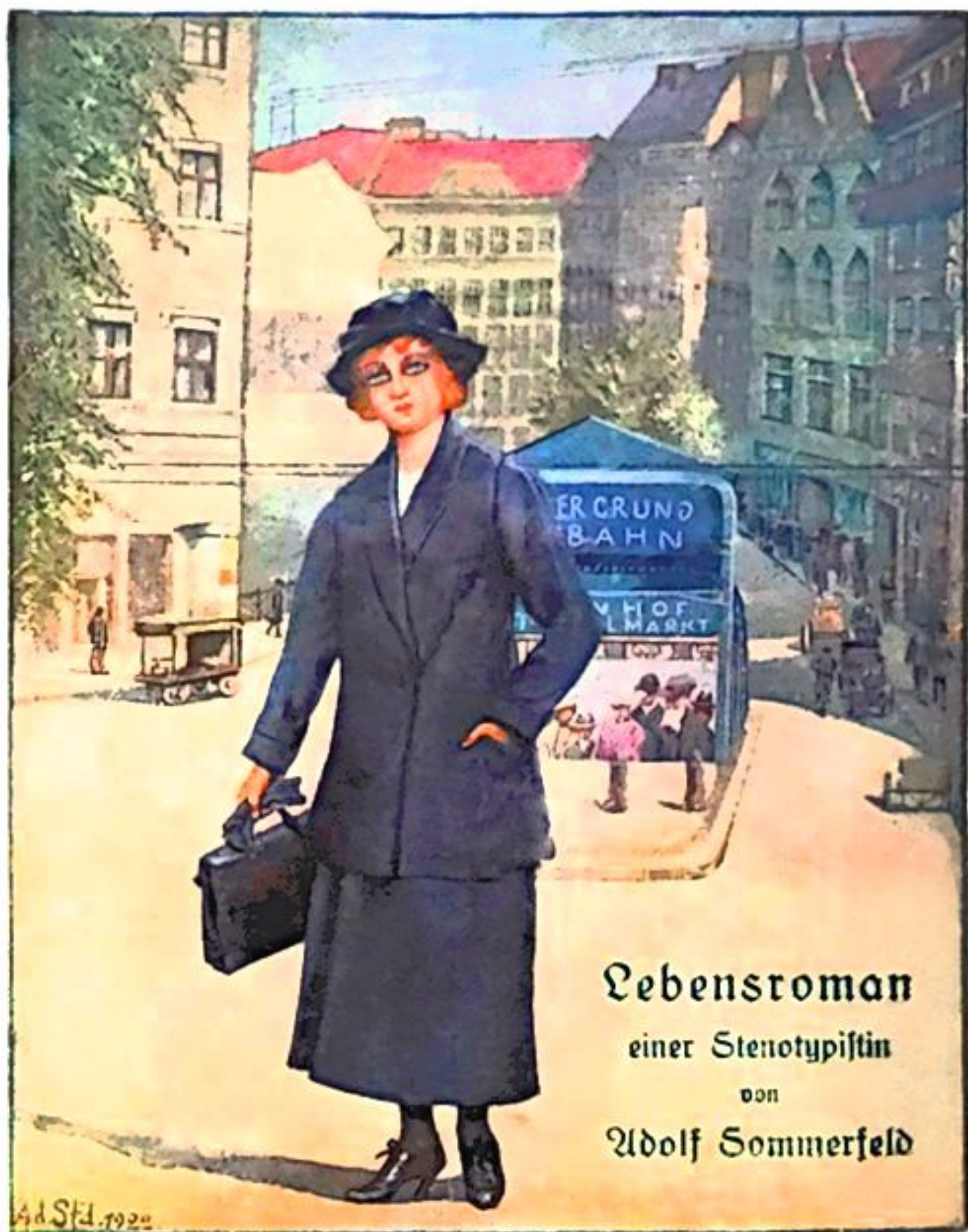


Das Fräulein vom Spittelmarkt



Verlag Continent G. m. b. H. / Berlin-Friedenau.

Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Adolf Sommerfeld

**Das Fräulein
vom Spittelmarkt**

Lebensroman
einer
Stenotypistin

Verlag Continent G. m. b. H., Berlin-Friedenau

[1923]



Adolf Sommerfeld

Adolf Sommerfeld:

Das Fräulein vom Spittelmarkt

Lebensroman
einer
Stenotypistin



Kommissionsverlag:
Verlag Continent G. m. b. H., Berlin-Friedenau



I.

Hinter dem Friedrichshain auf der Höhe der Landsberger Allee ziehen sich die altangelegten Ruhestätten der verschiedenen Kirchengemeinden dieser Gegend inmitten der hohen Mietskasernen weit hinaus wie blühende Gärten in einem trostlosen grauen Häusermeer.

Die Julisonne brannte am späten Vormittag wie tropische Glut auf die mit kleinen Steinen bepflasterten Wege und schüttete ihr Licht über eine dunkle Masse von Menschen aus, die – im Gegensatz zu der Freudigkeit der Natur, den grünen Bäumen und farbensprühenden Blumen – in ihren langsamen, fast geräuschlosen Bewegungen und dem tiefen Ernst ihrer Gesichtszüge einen erschütternd traurigen Eindruck machten.

Die kleine Friedhofskapelle, die als nüchterner Backsteinbau den Mittelpunkt der zahlreichen weit in das Hintergelände sich erstreckenden Gräberreihen bildete, vermochte die Zahl der Leidtragenden nicht aufzunehmen. Wer nicht zur engeren Familie oder zum näheren Freundeskreis des Verblichenen gehörte, mußte daher das Ende der religiösen Feier im Freien erwarten. Hierzu gehörten auch die Abordnungen der Vereine, die es für ihre Ehrenpflicht hielten, ihrem verstorbenen Bundesbruder mit umflortem Vereinsbanner den letzten Gruß zu entbieten. Behäbige Gestalten mit struppigen Bärten, ernste Männer, in deren Gesicht die starren Linien harter Arbeit und Pflicht tief eingegraben waren und die sich in den altmodischen schwarzen Gehröcken und den noch weniger zeitgemäßen Zylinderhüten anscheinend nicht wohl fühlten.

Die Bannerträger standen wie festgewurzelt, den Schaft, dessen Ende in ledernen, von den Schultern herabhängenden Gurten ruhte, mit beiden Händen straff umklammert; und links und rechts hielten Männer gleicher Art die Bannerschnüre, deren schwere Quasten aus den weißen faltenreichen Glacéhandschuhen herunterhingen und in ihrer Farbenpracht eine harmonische Verbindung schufen zwischen der

schwarzen Kleidung und den Kränzen, die sich wie eine Girlande durch die dunkle Masse zog. — — —

Die Tore der entfernten Kapelle öffneten sich. Ein schwarzer Menschenstrom quoll heraus, zugleich mit den wehmütigen Klängen eines Harmoniums und sonorer Männerstimmen. Und aus der Mitte dieser Leidtragenden löste sich eine kleine Gruppe, die an einem schweren Gegenstande schleppend mit wippenden Schritten langsam sich auf einem Gräberwege dem Hintergrunde zu fortbewegte.

Jetzt setzte eine kleine Musikkapelle mit langgezogenen dumpfen, beinahe stöhnenden Klängen eines Chorals ein, und die Masse der Versammelten folgte mit Bannern und Kränzen langsam der Spitze des Trauerzuges. — — —

Es verging fast eine Stunde, bis die Menschenmenge, die in weitem Umkreise die Gruft umstand, sich allmählich aufzulösen begann; denn den Worten des Geistlichen folgten Ansprachen der Vereinsbrüder und Kollegen, die dem allseits beliebten Gemeindebeamten Gotthold Berger einen Nachruf widmen wollten. Dazwischen erklangen geistliche Lieder des Männerchors aus weiter Ferne, und als die Leidtragenden sich schon nach dem Ausgange in Bewegung setzten, beendeten die Bläser die eindrucksvolle Feier mit einem Weihelied, dessen klagende Töne auf dem weiten Gelände wie langgezogene Seufzer verhallten. — — —

Vor dem Friedhof fuhren die Wagen und auch vereinzelte Autodroschken auf und jagten mit ihren Insassen rasch davon. Und die Landsberger Allee nach dem Friedrichshain zu strömte wie in einer langen Prozession eine dunkle Menschenmasse hinab.

Eine Anzahl Leidtragender hatte sich um eine in tiefe Trauer gekleidete ältere Dame, die von einer jüngeren, ebenfalls schwarz verschleierten Dame geführt wurde, gruppiert und sprach den beiden, der tiefgebeugten Witwe und deren Tochter Ingeborg, Trost zu.

Ein etwa fünfundzwanzigjähriger junger Mann mit harten und düsteren Gesichtszügen, der sich sehr auffallend um die beiden Damen bemühte und so den Eindruck erweckte, als ob er zu dem engeren Familienkreis gehöre, ließ, ohne Rücksicht auf die Beileid spendenden Personen und ohne die Hinterbliebenen zu fragen, die Trauerkutschen vorfahren und verabschiedete sich auch mit besonderer Aufdringlichkeit von dem Geistlichen, den er zu seinem Wagen begleitete.

Als Frau Berger und Ingeborg endlich in ihre Kutsche einsteigen wollten, stand der junge Mann — ein entfernter Verwandter der Witwe,

der Mechaniker Fritz Anuschat – am Wagenschlag und schickte sich wie selbstverständlich an, die Damen zu begleiten. Jetzt heftete das junge Mädchen die vom Weinen geröteten Augen auf ihn, und indem sie sich höflich verneigte und einige Dankesworte sprach, machte sie zugleich eine entschieden abwehrende Bewegung.

Anuschat sah das Fräulein etwas bestürzt an, verzog den Mund zu einem verlegenen Lächeln und ließ seine Hand, die noch den Wagenschlag hielt, schlaff herabfallen. Dann machte er eine kurze Verbeugung und ging raschen Schrittes die Landsberger Allee hin unter.

Als die Kutsche an ihm vorbeikam, wendete er seinen Kopf kaum merklich zur Seite und blickte durch das offene Fenster, ob Ingeborg sich nach ihm umsehe. Aber niemand kümmerte sich um ihn.

Sein Schritt wurde langsamer, seine Haltung nachdenklicher und sein Gesicht nahm eine blaßgraue Färbung an.

* * *

Sechs Monate waren vergangen.

In dem kleinen Schlafzimmer der Frau Berger wurde es Tag. Vom grauen Himmel des frühen Wintermorgens drang ein matter Lichtschein durch das unverhüllte Fenster im dritten Stockwerk und streifte tastend den Fußboden und einen mattblumigen kleinen Bettvorleger.

Dieses silbergraue Halbdunkel war die Mahnung zum Beginn des Tagewerks. Frau Berger blinzelte mit den Augen und kugelte sich, mehr träumend als wach, aus dem molligen weichen Federpfehl, um nach dieser ersten Anstrengung auf dem Bettrand sich ein wenig zu erholen und den Schlaf aus den Augen zu reiben. Dann ging sie mit unsicheren Schritten zu einem Tisch an der jenseitigen Wand in der Mitte des Zimmers und zündete eine Petroleumlampe an, deren plumper gußeiserner Fuß einer fernen Zeit entstammte.

Das gelbliche Lampenlicht vermischte sich mit dem trüben Grau der winterlichen Dämmerung und schuf jene Morgenstimmung, die ein unbehagliches Frösteln verursacht.

Frau Berger schüttelte sich und griff, leise mit den Zähnen klappernd, nach ihren Kleidungsstücken, die sauber geordnet auf einem Stuhle vor ihrem Bette lagen.

In dem schmalen Raume, durch dessen Fenster man den Hof einer Mietskaserne und im Hintergrund die Gasanstalt und hohe schlanke

Fabrikschornsteine erblickte, stand noch ein ganz gleichmäßiges zweites Bett an derselben Wand. Und in der Mitte hing das Bild des verstorbenen Gatten, eines Mannes mit buschigem Schnurrbart und gutmütigem Gesichtsausdruck, der aber im Augenblick der photographischen Aufnahme eine strenge Miene aufzusetzen für nötig hielt. Diese absichtliche Härte und Schneidigkeit, die durch die unkünstlerische Kreidezeichnung nach dem Lichtbild noch besonders hervorgehoben erschien, verlieh dem alten Herrn ein etwas groteskes Aussehen. Der vergoldete Rahmen des Bildes war mit einem schon stark verblichenen Lorbeerkranz geschmückt.

In dem zweiten Bett schlief noch im Wohlgefühl des süßen Schlummers das einundzwanzigjährige Töchterchen der Witwe.

Trotz des kärglichen Beamtengehalts hatte Ingeborg oder Inge, wie sie kurz gerufen wurde, als einziges Kind eine vorzügliche Erziehung genossen. Sie besuchte die Höhere Töchterschule und daran anschließend die Handelsschule der Kaufmannschaft mit Auszeichnung und fand auch zugleich eine gut bezahlte Stellung als Stenotypistin und Buchhalterin bei der bekannten Firma Markgraf & Sohn in der Nähe des Spittelmarkts, wo sie jetzt im Verlauf ihrer dreijährigen Tätigkeit einen Vertrauensposten als Privatsekretärin der Geschäftsinhaber bekleidete.

Inge Berger war kein alltägliches Persönchen. Sie unterschied sich nicht nur im Wesen und Charakter von ihren Kolleginnen, sondern auch in der Kleidung. Wie alles nach ihrer Art etwas reiflich Überlegtes, Selbstbewußtes und Zweckmäßiges hatte, so verstand sie es auch, ihrer äußeren Gestalt ohne Rücksicht auf die Launen der Mode und nur ihrem eigenen Stilgefühl folgend eine gewisse Originalität zu verleihen. Da es nicht in ihrer Absicht lag, aufzufallen, war es ihr höchst gleichgültig, ob ihre Mitmenschen sie prüfend betrachteten oder gar, wie es sich zumeist ereignete, verliebte und bewundernde Blicke sie belästigten. Trotzdem lag es nicht in ihrer Macht zu verhindern, daß die Fahrgäste der Untergrundbahn und die männlichen und weiblichen Angestellten des Geschäftsviertels ihr einen besonderen Beinamen gaben. So nannte man Inge Berger, die in ihrem schwarzsamtnen Kleid mit gleicher Kappe und den goldblonden, etwas gekräuselten Haaren eine ebenso seltene wie entzückende Erscheinung im Großstadtbetrieb war: das Fräulein vom Spittelmarkt. — — —

Frau Berger hatte sich notdürftig angekleidet und die altmodische Nachtjacke noch nicht abgelegt. Auch das schon angegraute Haar trug

noch die Lockenwickeln, mit denen sie vor dem Zubettgehen gewohnheitsmäßig die Tagesfrisur vorzubereiten pflegte.

Jetzt trat die Mutter an das Bett ihrer Tochter und rief sie sanft beim Namen. Inge murmelte etwas vor sich hin, drehte ihren Kopf nach der Wand zu und setzte mit tiefen Atemzügen den erquickenden Schlaf fort, der die Seelenruhe und Sorglosigkeit der Jugend kennzeichnet.

Frau Berger verharrte einige Minuten im Banne des reizvollen Anblicks, der sich ihr darbot. Zwar immer dasselbe entzückende Bild der herrlich aufgeblühten Mädchenknospe, an jedem Morgen um dieselbe Zeit, aber auch zur gleichen Stunde die erste Wiederholung des mütterlichen Stolzes, des unbeschreiblichen Gefühls tiefinnerlicher Befriedigung über das prächtige Gedeihen des zur vollendeten Schönheit gereiften einzigen Kindes.

In zwei langen vollen Zöpfen schlängelte sich das goldblonde Haar über Kopfkissen und Bettdecke, und das feingeschnittene leicht gerötete Gesicht mit der zarten Haut, den kirschroten, jugendfrischen, etwas keck geschwungenen Lippen, den langen, wie Seidenfäden glänzenden Augenwimpern und den gewölbten, wie mit einem Pinselstrich gemalten dunkleren Augenbrauen verlieh der Schlummernden etwas Märchenhaftes.

Ein glückliches Lächeln huschte über die Lippen der Mutter, deren empfindsames Gemüt sich sträubte, den süßen Schlaf ihres Lieblings jäh zu unterbrechen. Lautlos schlich sie in ihren Pantoffeln zur benachbarten Küche, um Feuer anzumachen und den Kaffee zu kochen.

Eine alte Wanduhr mit bemaltem Zifferblatt, die hurtig ihren messingnen Perpendikel schwang, schlug ächzend und heiser die siebente Stunde. Es war die höchste Zeit.

Frau Berger ging jetzt schnelleren Schrittes an das Bett ihrer Tochter, ergriff deren Hand und rüttelte sie unter sanftem Zureden aus dem Schlafe.

Inge lächelte, reckte sich und rieb die Augen, sprang dann munter auf den Bettvorleger, umarmte und küßte ihre Mutter und kleidete sich notdürftig an. Während Frau Berger nach der Küche zurückkehrte, um das Frühstück fertigzumachen, wusch sich das Töchterchen und warf einen Frisiermantel um in Erwartung der Mutter, die freiwillig und gern das Amt einer Friseurin übernommen hatte.

Die Vorbereitungen waren bald erledigt. Die Lampe wurde auf eine Kommode gestellt, über der ein länglicher Spiegel hing, und programmäßig erschien Frau Berger, um die bei der Fülle der Haare nicht leichte Arbeit mit geübter Hand zu vollbringen. Hierbei entwickelte sich, wie an jedem Morgen, eine rege Unterhaltung.

„Weißt du auch, mein Kind“, begann Frau Berger, „daß wir heute vor sechs Monaten unseren guten Papa zu Grabe trugen?“

Inge nickte mit dem Kopf. „Es ist mir noch so wie gestern“, seufzte sie, „ein schmerzliches Erinnern, das durch die Zeit niemals gemildert wird. Für uns bleibt nur der einzige Trost, daß er von seinen Qualen für immer befreit ist!“

Frau Berger strich mit dem Kamm gedankenlos durch das Haar ihrer Tochter und blickte wehmütig zu dem Bild ihres Gatten hinüber, wobei ihre Augen sich mit Tränen füllten und ihr Mund sich wie zum Weinen zuckend bewegte.

„Wenn die Nierensteine ihm auch das Leben zur Hölle machten“, fuhr sie im weinerlichen Tone fort, „so ist es doch schrecklich für uns, daß er Weib und Kind schon jetzt verlassen hat, wo andere Männer in den fünfziger Jahren erst anfangen, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen und ihrer Familie ein besseres Leben zu verschaffen. Man möchte gar nicht darüber nachdenken, sonst könnte man an der gerechten Weltordnung verzweifeln, daß gerade uns ...“

Inge unterbrach jäh die weinerlichen Klagetöne der Mutter.

„Ich kann nicht begreifen, Mamachen“, sagte sie zärtlich, „weshalb du dich mit solchen Gedanken ständig peinigst. Du machst dich nur selbst krank dadurch, und unseren guten Papa bekommen wir doch nicht wieder. Tröste dich in dem Gedanken, daß er bis zu unserem letzten Atemzuge in unserem Herzen weiterlebt und wir uns seiner aufopfernden Fürsorge dankbar erinnern. Deine kleine Pension reicht zwar nicht, dir ein angenehmes Leben zu bieten, aber dafür hast du in mir eine tatkräftige Stütze, so daß wirklich kein Grund zum Jammern vorhanden ist. Erhalte dich nur gesund und zermartere dein Gehirn nicht mit zwecklosen Grübeleien!“

Frau Berger wischte sich mit einem Zipfel der Nachtjacke die Augen und schwieg. Zärtlich glitten ihre Hände durch die goldig glitzernden Haare ihres Lieblings und ihr Gesicht hellte sich auf.

Nach einer kleinen Weile begann sie wieder: „Wenn ich dich nicht hätte, mein Kind, dann wäre für mich überhaupt keine Freude mehr auf dieser Welt. Und der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint, daß du mir keinen Kummer bereitest und nicht so leichtfertig bist, wie die Mädchen von heute. Wenn ich bedenke, wie die Lene von der verwitweten Rechnungsrat Graßnick und die Anni, die älteste von der Bennewitzen, und noch viele andere, die man so alle kennt, sich herumtreiben und öffentlich tanzen gehen, ihr Geld vergeuden, Lackschuhe tragen und alles Böse tun, was Gott verboten hat, dann komme ich mir wirklich vor, wie eine glückliche Mutter, die ihrem Schöpfer dafür danken muß, daß du dich anständig führst und mir keine Schande machst!“

Inge lächelte. „Na also!“, sagte sie keck, „es ist jedenfalls gut, daß du meinen Wert erkennst. Ingeborg Berger bleibt wie sie ist! Nun sieh aber mal nach der Uhr, Mamachen, damit ich nicht zu spät komme, mir scheint es so, als ob wir die Zeit reichlich verplaudert hätten!“

Frau Berger warf einen Blick auf das bunte Zifferblatt der Wanduhr und schüttelte den Kopf.

„Du brauchst dich nicht zu überstürzen, mein Kind“, erwiderte sie fürsorglich, „nur nicht hasten, dabei kommt nichts heraus! ’ne gute Viertelstunde bleibt uns noch, und da ich dich den ganzen Tag nicht sehe und du am Abend abgespannt nach Hause kommst, will ich auf keine Minute unserer Morgenunterhaltung verzichten. – Was übrigens deine tröstenden Worte anbetrifft, Ingechen, wonach du mir eine Stütze bist, so verkennst du, daß diese Hilfe eines Tages aufhört, wenn du dich verheiratest ...“

Das Mädchen schüttelte so heftig mit dem Kopf, daß Frau Berger die Haare, die sie gerade aufstecken wollte, wieder fallen ließ.

„Was soll das heißen“, fuhr die Mutter in etwas energischem und gekränktem Tone fort, „du bist jetzt einundzwanzig Jahre alt, gesund und kräftig entwickelt, da kann man schon von der Ehe sprechen, zumal der gute Papa auch für die Zukunft seiner Tochter gesorgt und ihr einen netten, fleißigen und soliden Mann verschafft hat!“

Inge neigte den Kopf etwas zur Seite und hielt das rechte Ohr nach oben, um besser hören zu können. Und ihr Gesicht nahm den Ausdruck höchster Spannung an; denn das, was ihre Mutter soeben gesagt, schien ihr so unbegreiflich, daß sie glaubte, mißverstanden zu haben.

Frau Berger setzte ihre Rede unbeirrt fort.

„Ja, Ingechen, das kannst du deinem Vater danken“, sagte sie mit einer Wärme, als ob sie sich bewußt wäre, ihrem Liebling eine Freude zu bereiten, „daß er dich schon verlobt hat, bevor die ernste Frage deiner Verhelichung an dich selbst herangetreten wäre und du dir selbst vielleicht trübe Gedanken gemacht hättest, wo du einen für dich passenden Mann hernehmen solltest. Die Jahre schwinden dahin, mein Kind, Schönheit und Jugend verblühen. Das siehst du an mir. Dein kluger Papa hat das alles gewußt und er hat sein Kind so geliebt, daß er dir noch die einzige Sorge deines Lebens abnehmen und beruhigt in die Ewigkeit eingehen wollte, als er dich mit Fritz Anuschat verlobte. Du kennst den stillen bescheidenen jungen Mann, der unseren guten Papa fast täglich im Krankenhaus besuchte, alle Wege für ihn besorgte und sich gab, wie ein richtiger Sohn. Fritz ist das jüngste Kind eines Halbvetters, er gehört also sozusagen zur Familie. Seine Eltern sind tot. Ich weiß nicht einmal, woran sie gestorben sind, aber der Junge hat sich gut durchs Leben gebracht, er ist Mechaniker und Werkmeister in einer Schreibmaschinenfabrik, verdient ein schönes Stück Geld, ist ordentlich und sparsam, meidet schlechte Gesellschaft und kann daher einen Ehemann abgeben, wie man sich ihn nicht besser wünschen mag. Papa hat wohl gewußt, weshalb er Fritz Anuschat für dich bestimmte!“

Die letzte Haarnadel war verbraucht. Inge erhob sich, sah ihrer Mutter freundlich ins Gesicht und lachte hell auf. Und während sie sich schnell ankleidete, sprudelte sie, von mädchenhaftem Kichern unterbrochen, lustig heraus:

„Das ist eine reizende Geschichte, die du mir da erzählt hast. Unser guter Papa verspricht mich einem jungen Manne, ohne mich zu fragen, ob ich ihn mag. Papachen hat es sicher gut gemeint, aber schließlich hat doch das Mädchenherz in Ehesachen auch ein Wörtchen mitzureden. Mir kommt diese heimliche Verlobung so ulkig vor, daß ich mich totlachen könnte, wenn ich jetzt die Zeit dazu hätte. Fritz Anuschat mag ein ganz guter Junge sein, er mag die schönsten Tugenden besitzen und viel Geld verdienen, aber er ist mir fürchterlich gleichgültig, ja er stößt mich sogar ab, denn seine tiefliegenden Augen mit dem stechenden Blick machen einen unheimlichen Eindruck auf mich, und es kommt mir oft das Gefühl, daß sein Charakter ein ganz anderer ist, als sein scheinbar ruhiges und bescheidenes Wesen erwarten läßt. Stille Wasser sind tief. Nein, Mamachen, den nehme ich nicht, auch nicht, wenn er vergoldet wäre. Es tut mir wirklich leid, dir deine Illusion rauben zu müssen, aber

ich kann mir andererseits auch nicht denken, daß du deine Inge unglücklich machen willst!“

Frau Berger war bei den letzten Worten in die Küche geeilt, um die Brötchen fertig zu machen, die sie ihrer Tochter täglich mitzugeben pflegte, und den Frühstückstisch bereit zu halten. Hier fanden sie sich wieder zusammen; Inge zum Fortgehen angekleidet.

Während das Frühstück verzehrt wurde, nahm Frau Berger die Unterhaltung wieder auf. Sie schien etwas bedrückt, als sie im vorwurfsvollen Tone sagte:

„Etwas mehr Pietät deinem seligen Papa gegenüber hätte ich von dir doch erwartet, mein Kind. Die Vorstellungen, die ihr jungen Mädchen euch von der Ehe macht, sind ganz falsch. Die Hauptsache ist, daß ein junger Mann keine Laster hat und in der Ehe für seine Familie sorgt. Das, was ihr Liebe nennt, kommt dann von selbst. Man tut seinem Mann, was man ihm an den Augen absehen kann, hält die Wirtschaft in Ordnung, ist pünktlich und sauber, und da kann es nicht ausbleiben, daß der Mann seine Frau lieb gewinnt und umgekehrt, vorausgesetzt, daß der Mann nicht in schlechte Gesellschaft gerät. Und dafür muß die Frau eben sorgen, dem Mann das Haus behaglich zu machen und ihn an sich zu fesseln. Der selige Papa und ich, wir haben, als wir uns verlobten, nicht viel nachgegrübelt. Damals hieß es, die Eltern sind einverstanden, der junge Mann hat eine feste Stellung, er ist ansehnlich und solide, und da wurde geheiratet ohne viel Federlesens zu machen. Und daß es so gut war, beweist ja unsere Ehe. Nimm dir deine Mutter zum Beispiel und sei zufrieden, daß ein netter junger Mann dich zum Weibe begehrt. Der Fritz wird dich auf Händen tragen. Und wenn du das Wort deines Vaters brichst, das er dem Fritz Anuschat gegeben hat, versündigst du dich schwer und bereitest deinem seligen Papa noch Kummer in der Erde. Das hat er um dich nicht verdient!“

Frau Berger wischte sich mit dem Zipfel der Nachtjacke wieder die Augen. Inge kaute langsam und starrte ins Leere. Die ganze Unterhaltung war ihr peinlich, denn jetzt erst erkannte sie, daß die voreilige und unglückliche Verlobungsgeschichte nicht mit einigen Scherzworten aus der Welt zu schaffen war.

„Es tut mir von Herzen leid, Mamachen“, sprach das Mädchen mit aller Zärtlichkeit, „wenn ich dich durch mein Verhalten kränke. Wie sehr ich an meinem guten Papa hänge, weißt du selbst, deshalb ist dein Hinweis auf meine Pietätlosigkeit auch nicht gerechtfertigt. Papa hat

eben in einer falschen Voraussetzung, also in einem Irrtum gehandelt. Wenn er gewußt hätte, daß ich mit seinem Vorschlag nicht einverstanden gewesen wäre, so würde er meiner festen Überzeugung nach mich diesem jungen Manne nie versprochen haben. Was du mir von deiner Verlobung und Ehe erzählst, trifft auf mich nicht zu. Du hattest sicher keine Abneigung gegen Papa, und deshalb konntet ihr euch später lieben und schätzen lernen. Außerdem fühle ich mich noch so jung und mädchenhaft, daß ich mich in die Rolle einer biedereren Hausfrau nicht hineinversetzen kann. Und ich möchte meine Jugend und Freiheit noch so lange genießen, bis der Zufall oder mein Schicksal mir denjenigen Mann in den Weg führt, den ich mir zum Gatten erwähle. Papa hat mich zu gern gehabt, als daß er einer vorgefaßten Meinung wegen, aus einem verhängnisvollen Irrtum heraus, mich Zeit meines Lebens hätte unglücklich machen wollen. Daß solche Dinge, wo zwei Menschen wider Willen aneinander gekettet worden sind, immer böse enden, weiß jedes Kind. Nur du kannst dich nicht freimachen von einem voreilig gegebenen Wort, dessen Erfüllung nach seinem Tode Papa vielleicht gar nicht erwartet hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er mit mir zu gegebener Zeit noch sprechen wollte, und daß er abberufen wurde, ehe er diese Absicht ausführen konnte. Für meine Auffassung spricht der Umstand, daß Papa bis zum letzten Augenblick mit seiner Wiedergenesung gerechnet hat; denn sonst hätte er, wenn er sein Ende herannahen fühlte, mich sicher an sein Krankenbett gerufen und mir zum mindesten mitgeteilt, daß er eine Heirat zwischen mir und Fritz Anuschat wünsche. Du weißt, daß Papa für mich volles Verständnis hatte und mich zu einer gewissen Selbständigkeit erzog, er hätte in diesem Falle seine Autorität nie geltend gemacht, schon weil er als lebenserfahrener Mann gewußt hätte, wie schlimm es um Eheleute steht, die sich nicht leiden mögen. Schließlich ist es auch gut, daß nicht alle Menschen gleich sind, aber gegen seine Natur kann man nicht ankämpfen. Vielleicht finde ich nie den Mann, den ich für den richtigen halte. Ich würde auch dies nicht bereuen und bleibe dann mit meinem Mamachen zusammen!“

Inge erhob sich schnell, umarmte und küßte ihre Mutter und schickte sich an, die Küche zu verlassen. Auf halbem Wege drehte sie sich plötzlich um und sagte in etwas vorwurfsvollem Tone: „Es ist mir ganz unbegreiflich, weshalb du nicht schon früher mit mir darüber gesprochen hast. Als Frau und Mutter wäre es doch deine Pflicht gewesen, deine Tochter und noch dazu dein einziges Kind sofort davon in Kenntnis zu setzen, als Papa dir seinen Wunsch zu erkennen gab. Wir hätten uns unsere heutige Auseinandersetzung dann sicher erspart!“

Schnell griff Inge nach ihrer ledernen Aktentasche und versenkte das Stullenpaket darin. Im nächsten Augenblick war sie auch schon an der Ausgangstür und winkte lächelnd zum Abschied. Jetzt erst fand Frau Berger Worte der Entgegnung.

„Was du soeben gesagt hast, Ingechen“, rief sie der Tochter halblaut zu, „ist wieder von dir falsch gedacht. Mich kann kein Vorwurf treffen. Natürlich hätte ich mit dir sofort geredet, aber Papa hat mit mir kein einziges Wort darüber gewechselt, daß er dich mit Fritz Anuschat verloben wollte. Ich habe dies erst von Fritz selbst erfahren, der mich schon kurz nach Papas Abberufung gebeten hatte, dich davon in Kenntnis zu setzen, daß er dein Verlobter sei. Und ich wollte dich mit dieser Mitteilung überraschen, wenn ich gesehen hätte, daß er dir nicht gleichgültig wäre. Jetzt ist ein halbes Jahr vergangen, ich hatte mit Bedauern erkannt, daß du dir nichts aus ihm machst, und deshalb wollte ich dich endlich daran erinnern, welche Verpflichtung du deinem Vater und dem Fritz Anuschat gegenüber hast ...“

Hier unterbrach Inge sehr erregt: „Wenn die Dinge so stehen“, sagte sie gedehnt und nachdenklich, „dann fühle ich mich durch keine Verpflichtung beschwert. Die Behauptung des Fritz Anuschat, daß Papa mich ihm verlobt habe, kann weder für dich noch für mich bindend sein. Er kann von uns nicht verlangen, daß wir seine Behauptung ohne greifbaren Beweis als Wahrheit nehmen. Ja, wenn er etwas Schriftliches mit Papas Unterschrift gezeigt hätte! Du kannst dir nicht vorstellen, Mamachen, wie glücklich ich über diese Wendung in der unerquicklichen Geschichte bin. Die Sache ist also ein für allemal abgetan, sprechen wir nicht mehr davon!“

Inge sprang ihrer Mutter noch einmal an den Hals und küßte sie noch herzhafter als zuvor.

Frau Berger war ganz verblüfft, sie rang nach Worten, schlug die Hände zusammen und rief ihrer Tochter mit dem Ausdruck des Entsetzens nach:

„Aber Kind, wie kann man denken, daß ein lebender Mensch einen Toten belügt!“

„Es gibt noch ganz andere Gemeinheiten!“ klang es von der Treppe herüber.

Frau Berger machte die Türe zu und kehrte kopfschüttelnd und nachdenklich zur Küche zurück.

* * *

II.

Inge eilte die Danziger Straße hinunter zur Untergrundbahnstation Senefelder-Platz. Hier bot sich ihr das tägliche Bild. Der Bahnsteig war angefüllt mit Menschen der verschiedensten Art, Angestellte beiderlei Geschlechts, die auf schnellstem Wege zu ihrer Beschäftigungsstätte gelangen wollten; ein jeder nur auf sich bedacht, stehend oder sitzend mit dem einfahrenden Zuge befördert zu werden. Ein Drängen und Schieben beginnt, gewalttätig und rücksichtslos. Die Fahrgäste, die bereits bei der Einfahrt im Zuge saßen, weil sie auf vorhergegangenen Stationen eingestiegen waren, betrachten mit höhnischer Schadenfreude und ironischen Zurufen den Menschenstrom, der sich wie eine zähe Masse durch die weit geöffneten Türen quetscht. In dem Bruchteil einer Sekunde ist jeder Wagen überfüllt und bietet nicht mehr Raum, die Füße auf den Boden zu stellen. Trotzdem drängen die Außenstehenden immer noch nach, denn jeder will mit, und wer nicht gutwillig sich in den Menschenknäuel hineinzwängt, weil er nicht die Kraft besitzt, die lebende Mauer zu durchbrechen, der wird von den Nachdrängenden als Keil benutzt und gewaltsam hineingeschoben. Hier gilt es, die Knochen zusammenzunehmen und sich dünn zu machen, wenn man nicht zu einem formlosen Brei verwandelt werden will.

Die täglichen Fahrgäste haben eine gewisse Gewandtheit erlangt, sich ohne Schädigung von Leib und Leben in die Wagen der Untergrundbahn hineinquetschen zu lassen. Die kräftigen Personen rudern sich mit den Ellenbogen durch die wilde Flut, die schwächeren lassen sich durch den Druck in die Höhe heben und hineintragen. Auf diese Weise kam auch Inge heute, wie jeden Morgen, zu einem sogenannten Stehplatz, gegen den zum Beispiel ein eingesalzener Hering in der Tonne wie in einem Binnensee schwimmt. Und obwohl niemand imstande ist, seinen Brustkasten zu heben und einen Atemzug zu machen, herrscht doch die gemüthlichste Stimmung, die nur selten durch einen Nörgler, der zumeist Provinzler oder Neuling ist, getrübt wird. Der Berliner hat sich an den Massenandrang in den Morgenstunden gewöhnt. Er läßt sich lieber wie einen Brotteig kneten und quittiert dankend über blaue und grüne Flecke, wenn er die Aussicht hat, in fünf oder zehn Minuten seine Arbeitsstätte zu erreichen, als daß er in Kälte und Schnee auf eine Straßenbahn wartet und schließlich noch riskieren muß, wegen Überfüllung nicht

mitzukommen, denn bei jedem Straßenbahnwagen wiederholt sich dasselbe Bild im kleinen, wie bei der Untergrundbahn im großen.

Inge stand in der Mitte des Ganges. Sie hatte nicht nötig, sich irgendwo festzuhalten, denn trotz allen Schüttelns und Rüttelns des Wagens schwankte sie nicht, weil sie fest eingekeilt war. Und wenn auf der nächsten Station wieder neue Scharen von Fahrgästen die Türen stürmten und sich mit dynamischer Gewalt in die Wagen preßten, was vorher niemand für möglich gehalten hätte, dann wurde auch Inge wieder um einige Schritte vorwärtsgeschoben und noch fester an ihre Nachbarschaft gedrückt. Auch dies hätte vorher niemand für möglich gehalten. Aber es ging trotz alledem, weil der Mensch offenbar aus einer Masse besteht, die auf einen Druck von außen vorzüglich reagiert.

Auf der Haltestelle Alexanderplatz begannen die Wagen sich etwas zu leeren, denn hier hatten die Angestellten der Warenhäuser ihr Ziel erreicht und auf der nächsten Station Klosterstraße folgten die Gerichtsbeamten. Das Hinausdrängen aus dem Zuge ist beinahe noch mit größerer Lebensgefahr verknüpft als das Einsteigen, weil es viele Möglichkeiten gibt, mit irgendeinem Teile seines Körpers, am häufigsten mit der Nase, den steinernen Bahnsteig unfreiwillig und unsanft zu berühren. Im Wagen selbst aber empfand niemand, daß Hunderte ausgestiegen waren und Inge blieb nach wie vor eingekeilt, konnte aber wenigstens ihre Umgebung etwas deutlicher erkennen.

Die Fahrgäste der Untergrundbahn in den Morgenstunden sind fast immer die gleichen, eine Stammkundschaft. Man kennt sich gegenseitig von Ansehen, man begrüßt sich zwar nicht, aber man nimmt es als etwas ganz Selbstverständliches, dieselben Gesichter wiederzusehen. Und es gibt Fahrgäste, die verstimmt sind, wenn ganz ausnahmsweise fremde Leute in ihre Nähe kommen. Diese Fahrverwandtschaft bringt es mit sich, daß man im Laufe der Zeit Eigentümlichkeiten und Gepflogenheiten der einzelnen Personen genau kennt.

Jede Haltestelle hat ihren besonderen „Beruf“. Alexanderplatz ist das Warenhaus von Tietz und Wertheim, Klosterstraße ist das mächtige Gebäude des Amts- und Landgerichts Berlin-Mitte, Hausvogteiplatz bedeutet die Konfektion, Spittelmarkt umfaßt Textil, Import und Export, Friedrichstraße ist für Ladengeschäfte und Filmbranche bestimmt, Kaiserhof landet die Beamtenschaft für die Ministerien, Leipziger Platz beschließt zum größten Teil den Strom der frühen Fahrgäste mit dem Personal von Wertheim. Was über den Leipziger Platz hinausfährt,

wechselt auf dem Wannseebahnhof oder dem Gleisdreieck die Richtung nach Osten oder den westlichen Vororten.

So weiß jeder Fahrgast von vornherein nicht nur, wann sein Nachbar oder seine Nachbarin aussteigt, sondern er kannte schon seit der ersten Begegnung den Beruf jedes Einzelnen.

Eine so auffallend reizvolle Erscheinung wie Inge Berger gehörte selbstverständlich zu den Lieblingen der Fahrverwandschaft. Viele Herren erfreuten sich ihres Anblicks inmitten der zusammengewürfelten und nicht eben angenehmen Gesellschaft in dem gleichen Maße, wie man sich an einer köstlichen Blume im Morgentau ergötzt. Neidvolle Geschlechtsgenossinnen und weniger empfindsam veranlagte Gemüter ergingen sich in ironischen Betrachtungen. Hier und da fiel auch gelegentlich eine ungezogene und derbe Bemerkung. Alles in allem aber hatte Inge durch ihr zurückhaltendes und freundliches Wesen, wie auch durch ihr sicheres Auftreten sich die Achtung der Fahrgäste erworben.

Heute saßen in ihrer Nachbarschaft zwei Männer, die in der Ausgangsstation eingestiegen waren und sich deshalb von ihren leidlich bequemen Sitzplätzen aus über die zusammengepferchten Fahrgäste nach ihrer Art belustigten. Der eine war etwas rundlich, mit einem gutmütigen Gesichtsausdruck, der andere trug eine finstere Miene zur Schau mit heruntergezogenen ironischen Mundwinkeln. Er zeigte im Gegensatz zu seinem Kollegen ein Knochengerüst ohne eine Spur von Fett, was wohl als Ursache seines ironischen und beißenden Charakters zu betrachten war. Beide trugen die Hausdieneruniform des Warenhauses Wertheim am Leipziger Platz.

Schon nach wenigen Minuten, als Inge in den Wagen geschoben wurde, entspann sich zwischen den beiden Männern folgende halblaut geführte Unterhaltung, die der Magere begann:

„Kennst de die da mit det schwarze Kostiem und de Rabbinermütze uff de blonden Polkalocken?!“

„Natierlich kenn' ick se, mit die fahre ick doch jeden Morjen, det is doch det Freil'n vom Spittelmarkt!“

„Wat meenst'n zu der?!“

„Kennt' ma schon jefallen die Kleene, 'n Mädal wie Milch und Blut. Det is so mein Kaliber, damit de det weest, aber sage meener Ollen nischt davon, det ick noch for 'ne andere schwärme, se bild't sich

neemlich in, det ick ihr alleene liebe. Aber wenn ick so'n Jewächs sehe, wie die da, denn looft mir det Wasser im Munde zusammen!“

„Wenn det so is, Willem, denn hätt ick mir doch schon mal an die Kleene ranjemacht. Du bist doch trotz deiner fünfundvierzjg Lenze immer noch 'n Mann von anjenehmen Eißern und dein Spitzbauch jiebt dir 'n wohlhabenet Aussehn!“

„Da kennste die aber schlecht, Fritze! Denkste ick bin der eenzije von de jungen Männer, der 'n juten Jeschmack hat? Da sind se hinterher, wie der Deibel hinter de Schwiegermütter. Meine Praxis uff de Hochbahn jeht nu schon so lange, wie det Verkehrsmittel überhaupt existiert. Mit die Kleene fahre ick nu schon so Stücker drei Jahre. Mensch, die habe ick doch mit meine Oogen förmlich wachsen jesehen, wie se immer jrößer und reifer wurde und wie ihre Formen so 'ne rundliche Plastik annahmen. Seit 'n halbet Jahr jeht se immer schwarz, muß wohl 'n Trauerfall in der Familie sind. Aber det sage ick dir, Fritze, so wahr ick Willem heeße, ick hab 's mit meine leibhaftigen Oogen jesehen, wie se det Mädels anjerempelt und anjequatscht haben, aber nich riehr an! Die hat se alle mit een'm Blick bespritzt, det se kehrjemacht haben, als ob se 'ne kalte Dusche jekriegt hätten. Mit die is nischt zu machen, die hat de Feierprobe überstanden. Aber sonst, allet wat recht is, wenn se ooch mit keen'm 'n Wort wechselt, aber freindlich und höflich is se immer, wenn se rinkommt und wenn se rausklettert!“

„Det se mit keen'm andern spricht, det halte ick for Dummstolz. Ick jlobe, die is injebild't uff ihre Fratze und wenn eener kommt, so 'n janz feiner, denn wird se wohl ooch nich nee sag'n. Sonne Mädels, die von de Mutter Natur 'n Joldjeschenk in de Wieje jelejt kriejen, denken immer, se sind zu wat Höh'rem jebor'n. Ick kenne det!“

„Nanu, halt' man de Luft an, Fritze, det klingt doch wie der reene Brotneid. Wenn dein klapprichtet Jestelle sich in sonne Venus verwandeln könnte, wie die Kleene is, denn möcht ick dir mal sehen, wat de for 'n Jesichte uffziehst. Ick jloobe, du würdest vor lauter Einbildung uff deine Scheenheit mit dein'm Hinterjestelle wackeln, wie 'ne Ente, wenn der Erpel vor ihr 'n Knix macht!“

„So wat mußte mir nich sag'n, Willem. Als Arbeetskolleje schickt sich det überhaupt nich, det de mir meene schlanke Fijur vorschmeißt. Ick verulke dir doch nich von wejen deine Dicke, wozu dein vollgefressenet Jesichte jradezu uffordert. Wat haste überhaupt for det Mädels Partei zu erjreifen; die kriejste ja doch nich, noch lange nich und

wenn de mir zehnmal 'n mageret Jestelle an 'n Kopp schmeißt. Laß doch die Kleene loofen, wohin se will und kümmer dir nich um die. Wat quatschste mir deshalb an und beleidijst mir?! Na warte man, die Pille wer' ick mir merken. Deine Olle soll schon zu erfahr'n kriej'n, wat de for 'n Held bist und det de drei Jahre lang 'n Mädels pussierst und det Wasser dir im Maule ...“

„Jetzt hör' aber endlich uff!“ rief der Dicke so laut, daß es die benachbarten Fahrgäste hören konnten, „wenn de nich jleich de Klappe zumachst, denn latsche ick dir eene, det de denkst, du fährst in'm Luftballon!“

Der Magere zog es mit Rücksicht auf seine „schlanke Figur“ vor, zu schweigen, die ganze Nachbarschaft aber drehte die Köpfe um und betrachtete das ungleiche Paar mit jener Schadenfreude und erquickenden Heiterkeit, die sich immer einzufinden pflegen, wenn zwei sich streiten. — — —

Die Einzige, die an diesem Zwischenfall nicht den geringsten Anteil nahm und auch wohl nicht daran dachte, daß sich zwei Arbeitskollegen ihretwegen zankten und sich beinahe verprügelt hätten, war Inge Berger.

Das heutige Gespräch mit der Mutter hatte sie nachdenklich gestimmt. Sie fühlte, daß sie mit knapper Mühe einer Gefahr entronnen war, die ihre ganze Lebensfreude für immer vernichtet hätte. Oder sollte der tiefe Abgrund, der sich ihr heute früh aufgetan, das Grab, das sich ihr gähnend öffnete, um den Lichtschein ihrer Jugend in ewige Nacht zu verwandeln, nicht nur ein Bild ihrer Phantasie sein, das sie gern verscheucht sah? Sollte der ganze Aufwand an Überredungskunst vielleicht ihre Mutter nicht eines Besseren belehrt haben und sollte schließlich Fritz Anuschat trotz ihres Widerstandes dennoch auf seinem Willen bestehen? Was dann?! Ein kalter Schauer überlief ihren Rücken und sie fröstelte! Ihr rosiges Gesicht wurde einen Schein blasser, und ernster denn je starrte sie zum Fenster hinaus.

Inge Berger durchlebte im Geiste ihren Werdegang, von der frühen Kindheit bis zum heutigen Tage, wo sie zum erstenmal empfand, was ein Seelenschmerz bedeutet. Sie dachte mit Wehmut zurück an die schönen Stunden in Schule und Häuslichkeit, an den Vater, dessen schützende Hand ihr für immer entzogen war, an den Frohsinn und Glanz ihrer goldigen Jugend, der dem teuren Verblichenen nach des Tages harter Arbeit oft ein seliges Lächeln von den ernsten Lippen abgewann und ihn so beglückte wie nichts in der Welt.

Die Augen des Mädchens feuchteten sich, und sie blickte schamhaft zu Boden. Das, was sie Lebensfreude nannte, erschien ihr plötzlich in einem ganz anderen Lichte. Ihr Beruf war die Pflicht, die sie sich selbst und der Mutter schuldete. Zwar schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß sie eine so angesehene Stellung bei ihren Arbeitgebern einnahm, und die Höhe ihres Gehalts verschaffte ihr nicht nur eine gewisse Befriedigung und Selbstbewußtsein, sondern gestattete ihr und ihrer Mutter ein sorgenloses Dasein. Namentlich der Umstand, daß sie ihrer Mutter den treusorgenden Gatten ersetzte, erfüllte sie mit nicht geringem Stolz. Aber alles das war ihr nicht Lebensinhalt genug. Sie musizierte, ging gelegentlich in ein Theater, Konzert oder Kino, aber immer mit ihren Gedanken allein und vollgepfropft mit einer Fülle von Eindrücken und Anregungen, die sie in ihrem trockenen Berufsleben nicht verwerten konnte. Ihre Umgebung verkannte Inge Berger überhaupt. Man schätzte ihren geschäftlichen Eifer, ihre Korrektheit, Sauberkeit und Pünktlichkeit und glaubte, daß solche Tugenden nur in einem nüchternen, berechnenden und leidenschaftslosen Geschöpf wohnen könnten.

Aber Inge Berger war von ganz anderer Art, nur wußte niemand etwas davon, weil sie sich keiner Menschenseele offenbarte.

Ihre Kolleginnen, die oft genug den Versuch machten, ihre Freundschaft zu erwerben, hatten nichts eiligeres zu tun, als ihr von Liebschaften, schönen Kleidern, Bällen und anderen Dingen zu erzählen, die weniger tief veranlagte Mädchen mit Freude oder Neid erfüllt oder sie gar zur Nachahmung verleitet hätten.

Inge Berger hatte für solche Oberflächlichkeiten und Nichtigkeiten ihrer Geschlechtsgenossinnen kein Verständnis, sie fühlte im Gegenteil oft genug etwas wie Verachtung für alles Weibliche. Aber auch das Männliche zog sie nicht an.

Als Großstadtmädchen inmitten einer nicht ganz reinen sittlichen Luft aufgewachsen, erkannte sie schon vor der Konfirmation die Heuchelei der männlichen Komplimente, und sie wußte sehr wohl, welchem Zweck die Fallen dienten, die alle jungen Männer ohne Ausnahme den zur Jungfrau herangereiften Mädchen legten. Sie las sehr viel, im bunten Durcheinander, auch Schmöker und Schundbücher, die ihre Mitschülerinnen ihr angelegentlichst empfahlen. Aber diese verderbliche Literatur hatte bei ihr eine entgegengesetzte oder vielmehr die einzig natürliche Wirkung ... den Ekel. Und so kam es, daß Inge, als sie ins Leben hinaustrat, mit Mißtrauen, Selbstbewußtsein und Charakter gewappnet war und allen Gefahren ohne den geringsten Aufwand an

sittlicher Kraft trotzen konnte. Jeder Verführungsversuch glitt an ihr ab wie eine schmeichelnde Welle an einem Felsen.

Und doch blieb dieser dauernde Widerstand gegen jede männliche Annäherung nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung ihres Wesens. Denn täglich verfolgt und belästigt, von verliebten Männern umkost, bemächtigte sich ihrer allmählich eine gewisse Scheu vor allem Männlichen, und ihr Mißtrauen vertiefte sich dermaßen, daß sie von selbst, wenn es irgend möglich war, jedem Manne aus dem Wege ging.

Dies war die Außenseite der Inge Berger, innerlich war das Bild ein anderes. Sie dachte nicht immer nur an Vergangenheit und Gegenwart, sondern oft noch mehr an die Zukunft. Ihre Phantasie, die zu dem nüchternen Alltagsleben den denkbar schroffsten Gegensatz bildete, schweifte zügellos in die Ferne und befruchtete ihre Vorstellungen mit Gestalten und Gebilden, die ihrem Gemüt wohltaten und ihrer seelischen Einsamkeit eine angenehme Gesellschaft verschafften.

Und seelisch einsam war Inge zumeist immer, wenn Theater, Musik oder Kino sie nicht zum Träumen anregten. Dann aber vergaß sie die ewig graue Gleichförmigkeit des Alltagslebens, die trockene und mechanische Arbeit des Berufs und auch die Menschen ihrer Umgebung, die ihr im Laufe der Zeit wie leblose Marionetten erschienen waren. In solchen schlaflosen Nächten sah sie sich selbst als die Heldin der Dramen und Filme, sie fühlte sich umwoben von herrlichster Musik und hinaufgetragen in höhere Sphären, beglückt von Sonnenschein, Menschengüte und Liebe. Und die Menschengüte kam von anderen Wesen, denen sie bisher nie begegnet war, so rein und licht und edel, wie Blumen in den Gefilden eines Märchenlandes.

Und auch die Liebe kam. Nicht allein in einer Gestalt ihrer Phantasie, sondern aus ihrem Herzen. Und zugleich mit diesem Liebesgefühl erschien die untrennbare Schwestergestalt: die Sehnsucht.

Inge Berger, die fleißige, pflichttreue und kluge Angestellte einer großkaufmännischen Firma, die vorzügliche Stenotypistin und Rechnerin, das selbstbewußte, aber mißtrauische und menschenscheue Mädchen sehnte sich nach Liebesglück.

Ihr Sehnen freilich bewegte sich nur im Reiche ihrer Phantasie, aber sie hatte dennoch eine gewisse Vorstellung von dem Manne, der sie beglücken sollte, und von der Liebestiefe, die sie ihm selbst zu bieten vermochte. Es war ein Schwelgen in den idealsten Regionen, losgelöst

von allem irdischen Beiwerk, als ob sie selbst zu dem Wesen einer anderen Welt gehörte.

Dieser Mangel an geistiger Durchdringung ihrer Vorstellung und Sehnsucht war nur dazu angetan, sie nach dem Erwachen aus ihren Träumen noch einsamer und menschenscheuer zu machen und sich von allem fernzuhalten, was geeignet schiene, ihr das ganze Glücksgefühl ihrer träumerischen Nächte zu zerstören.

* * *

Als die Mutter sie heute morgen weckte, war sie noch ganz befangen von all der Schönheit und Liebe, die sie im Schlummer umgaukelt hatten, und die Enttäuschung war deshalb um so fühlbarer, als die plötzlich auftauchende Verlobungsgeschichte mit der Gestalt des Fritz Anuschat zu ihren Vorstellungen weder in einen ursächlichen noch ideellen Zusammenhang zu bringen war.

Frau Berger hatte von dieser Art Doppelleben ihrer Tochter nicht die geringste Ahnung, sie hätte auch wohl nach Charakter und Veranlagung kein Verständnis für die geheimen seelischen Genüsse ihres Lieblings gehabt. Und Inge wiederum glaubte aus demselben Grunde ihrer Mutter, der sie sonst alles offenbarte, jede Teilnahme an der Sehnsucht und dem Liebesglück ihrer phantastischen Träumereien vorenthalten zu müssen.

Ohne es zu wollen und ohne die Wirkung zu erkennen, hatte die Mutter daher heute morgen ihr Töchterchen mit rauher Gewalt so aus allen Himmeln gerissen und auf die harte Erde gezerrt, daß Inge jetzt noch an den Nachwirkungen litt und mit ihren Grübeleien nicht zu Ende kommen konnte. — — —

In wenigen Minuten war das Ziel ihrer Fahrt erreicht, und sie mußte mit klarem Verstand und kühler Überlegung an ihr Tagewerk gehen. Sie hoffte zwar, daß ihre gute Mutter den unerquicklichen Gesprächsstoff nie wieder berühren und sich mit ihrer Zurückweisung zufrieden geben würde, aber eine innere Stimme sagte ihr, daß Anuschat, der verschlossene düstere Jüngling mit den tiefliegenden Augen und dem flackernden Blick, die Beute, die er als sicheren Besitz betrachtete, nicht wieder freigeben werde. Und je mehr sie sich mit dem Gedanken vertraut machte, daß die ganze Verlobungsgeschichte von Fritz Anuschat nur erfunden sei, weil er sie seit langem begehrt und keine Möglichkeit gesehen habe, sie zu erringen, desto schwärzer gestaltete sich in ihrer Vorstellung der Charakter des jungen Mannes. Sie überlegte, ob es nicht das Zweckmäßigste sei, sich mit ihm selbst auszusprechen. Aber sofort

verwarf sie diesen Plan wieder, weil sie glaubte, ihre Mutter würde als gereifte Dame auf den Jüngling einen stärkeren Einfluß ausüben als sie selbst. Und schließlich bestände die Gefahr, daß er in ihrer Nähe Feuer fangen und keiner Vernunft zugänglich sein würde. Aus diesem Grunde beschloß Inge, dem Fritz Anuschat vorläufig aus dem Wege zu gehen und der alles glättenden Zeit die nächste Zukunft zu überlassen. — — —

Eine Bewegung ging durch den vollgepfropften Wagen. Ein Drängen und Schieben begann. Wer auf der Station Spittelmarkt aussteigen will, möchte schon vorher die Ausgangstür gewinnen, weil jeder fürchtet, den Weg durch die Menge nicht erkämpfen zu können und zurückbleiben zu müssen. Aber vom Willen zur Tat gibt es hier keinen kurzen Weg. Die Menschen schwanken hin und her und ächzen unter Anstrengung, sich aus der Umklammerung zu befreien. Aber nur wenigen gelingt es, die Arme frei zu bekommen und mit den Händen nach einem Halt zu greifen, an dem sie sich herausziehen könnten, der – sich aber nirgends bietet.

Die Bewegung wird durch das plötzliche Halten des Zuges erschüttert. Wer mit den Armen in die Luft gegriffen hatte, fällt erbarmungslos auf seinen Nachbarn und sei es bei der Enge nur, daß die Köpfe zusammenstoßen und die Hüte herunterfliegen.

Die Ausgangstür wird nur mit Mühe aufgezogen, denn der Gegendruck aus dem Innern des Wagens ist gewaltig. Nun aber kollert sich die Masse so schnell heraus, daß der Bahnsteig in einem einzigen Augenblick von hastenden Männlein und Weiblein überschwemmt ist, von denen jeder Einzelne wie bei einem Wettlauf als erster das Ziel, in diesem Falle die Treppe, die ins Freie führt, gewinnen möchte.

Inge Berger wird von dem Menschenstrom mitgeschleift, und nähert sich schneller, als es in ihrer Absicht lag, der Sperre, die die benutzte Fahrkarte in Empfang nimmt.

Der dicke Hausdiener von Wertheim dreht sich auf seinem Platze um und drückt die Stirn an das beschlagene Fenster. Mit seinen Blicken verfolgt er das Mädchen, und ein selbstgefälliges Lächeln spielt um seinen Mund. Der Magere läßt die Arme zwischen den Knien hängen und starrt vor sich hin. Bei der Bewegung seines Kollegen kann er sich aber nicht enthalten, einige Worte zu murmeln, die – wahrscheinlich zu seinem eigenen Glück unverstanden geblieben sind.



BERLIN.

Untergrundbahnhof „Spittelmarkt.“

Der Untergrundbahnhof Spittelmarkt

III.

Der Untergrundbahnhof Spittelmarkt speit die schwarze Menschenflut aus, wie eine aus einem tiefen Schlunde hervorquellende Masse, die im Freien nach allen Richtungen auseinanderläuft und mit dem Gewirr der Straßenbahnen, Autoomnibusse, Autodroschken und den am frühen Morgen besonders eiligen Fußgängern zu einem buntbewegten Großstadtbild verschmilzt.

Die Rufe der Zeitungshändler und Kutscher sowie die dumpfen oder kreischenden Hupensignale der Autos und die schrillen Glockenzeichen der Straßenbahnen vervollständigen das nervenzerrüttende und beängstigende Getriebe auf diesem Platze, der, im Mittelpunkt des Geschäftsviertels gelegen, zu den belebtesten Berlins gehört. — — —

Inge Berger schlängelt sich mit gewohnter Sicherheit, nach allen Seiten Umschau haltend, durch die von links und rechts heransausenden Wagen und verschwindet in einer der nächsten Seitenstraßen. Hier betreibt die Firma E. Markgraf & Sohn in einem modernen, nur drei Stockwerke fassenden Bau mit grauer Sandsteinfassade ein umfangreiches Import- und Exportgeschäft. Das Haus macht mit seinen großen, im unteren Teil durch gelbliche Vorhänge abgeteilten Fenstern einen sehr vornehmen Eindruck.

Inhaber der Firma sind der 48jährige Konsul Erich Markgraf und sein 24jähriger Sohn Wolfram.

Der Konsul hatte ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Schon im jugendlichen Alter trieb ihn die Lernbegierde ins Ausland, wo er diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen sammelte, die ihm den Aufbau seines jetzt weltbekannten Geschäfts ermöglichten. Sonst aber war er wenig vom Glück begünstigt. Er heiratete jung, weil ihm sein Einkommen schon damals gestattete, einen vornehmen Hausstand zu gründen, und weil er glaubte, aller kleinlichen Alltagsfragen ledig, durch eine fürsorgliche Gattin und die erwärmende Behaglichkeit des Ehelebens, sich seinen geschäftlichen Unternehmungen mit größerer Umsicht und Kraft widmen zu können. Seine Frau starb nach knapp zehnjährigem glücklichen Beisammensein und hinterließ ihm nur den einen Sohn.

Außer der Erziehung des ernstesten und strebsamen Wolfram hatte der Konsul nur den einen Gedanken, sein Geschäft in die Höhe zu bringen und seinem einzigen Sohne eine sorgenlose Zukunft zu sichern. Dieses Ziel war nun erreicht und sein Sohn seit einigen Monaten Mitinhaber der Firma, wodurch die Arbeit des Vaters erheblich entlastet wurde.

Dieses jahrzehntelange Ringen des Konsuls nach geschäftlichen Erfolgen und Reichtum war nicht ohne Opfer möglich, denn er fand weder Zeit noch Gelegenheit, sich den Freuden des Lebens so hinzugeben, wie dies in seinen Kreisen zur Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichts und zur Entspannung der Nerven üblich ist. Seine starke Natur und die Energie, mit der er sein Ziel verfolgte, ließen ihn eine solche Notwendigkeit nicht erkennen. Aus denselben Gründen des Zeitmangels und der fehlenden Gelegenheit war er bisher auch keiner Dame begegnet, die ihm geeignet erschienen wäre, seine Gattin zu werden.

Die Jahre seines unaufhörlichen Jagens nach Erfolg und Geld – fast ein halbes Menschenalter – lagen hinter ihm, noch fühlte er sich jung und kräftig, und sein Äußeres gab ihm recht. – Auf einem untersetzten Körper mit geringem Fettansatz saß auf gedrungenem Halse ein edel geformter Kopf, dessen Gesicht zwar die Blässe des Büromenschen zeigte, aber noch nicht von Furchen und Falten, den Zeichen des beginnenden Alters, durchzogen war. Die dunklen Augen leuchteten in jugendlicher Frische, und nur bei näherer Betrachtung ließen sich in dem dunklen Haupthaar und dem kurz geschnittenen Schnurrbart weiße, silberglitzernde Fäden entdecken. Der erfahrene Menschenkenner hätte freilich an den scharfgeprägten Mundwinkeln die tief eingegrabenen Zeichen der Arbeit und der nicht zu vermeidenden Enttäuschungen festgestellt. Alles in allem aber war der Konsul Erich Markgraf noch eine Persönlichkeit, die es, was die Stattlichkeit und Frische der männlichen Erscheinung betrifft, mit viel Jüngeren hätte aufnehmen können.

Wolfram hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Charakter des Vaters, er war wie dieser von ernster Lebensauffassung und beruflichem Eifer. Der Krieg hatte ihn ins Feld geführt; er wurde zweimal verwundet und kam als Oberleutnant, zwar körperlich geschwächt, aber mit dem festen Willen zurück, die für seinen Bildungsgang verlorene Zeit durch emsiges Studium zu ersetzen.

Weichen Gemüts und für alles Schöne und Edle begeistert, hatten die Schrecken des Krieges einen tiefen Eindruck in Wolframs Seele hinterlassen. Er fand den einzigen Genuß in der Erweiterung seiner

Kenntnisse und hielt sich allen Äußerungen der Lebensfreude fern, weil das Grauen, das hinter ihm lag, nach seinem Gefühl zu den Tanzvergnügungen und Gelagen der Herren seiner Bekanntschaft in zu schroffem Gegensatz stand und deshalb sein ästhetisches Empfinden bis zum Ekel verletzte.

So wurde auch der Sohn, wenngleich aus anderen Gründen, zum Einsiedler. Das Schlimmste hieran war, daß der Vater Wolframs Gesellschaft entbehren mußte und das Gefühl der Einsamkeit deshalb um so drückender auf ihm lastete.

Vater und Sohn wohnten zwar in einer gemeinsamen Villa und leiteten dasselbe Geschäft, sonst aber trennten sich ihre Wege. Nur in einer einzigen Person, ohne daß der eine von dem anderen etwas davon wußte, vereinigten sich ihre Neigungen und Wünsche, in – Inge Berger.

Das bescheidene und taktvolle Fräulein, dessen Zuverlässigkeit und Umsicht ebenso sympathisch wirkte, wie dessen außergewöhnliche Schönheit verwirrend und berauschend, hatte es beiden Männern angetan.

Der Konsul, der nun schon seit drei Jahren täglich mit Inge in Berührung kam und die Gleichmäßigkeit und Harmonie ihrer Seele wie auch die Lauterkeit ihres Charakters gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, hielt sie für das einzige weibliche Geschöpf, das geeignet wäre, seine Gattin zu werden und mit ihm ein neues freudenreiches Leben zu beginnen. Deshalb entschloß er sich, ihr bei der ersten günstigen Gelegenheit einen Heiratsantrag zu machen, und er zweifelte nicht einen Augenblick, von ihr sofort das Jawort zu erhalten.

Bei Wolfram lagen die Dinge anders. Er kannte das Mädchen erst seit einem Jahre. Da sie aber ebenso die Privatsekretärin von ihm wie von seinem Vater war und er jetzt die weitaus größte Zahl aller Korrespondenzen zu erledigen hatte, blieb er fast während der ganzen Geschäftszeit mit ihr in seinem Privatbüro zusammen. So war er in der Lage, Inge Berger in einem Jahre ebenso gründlich zu studieren, wie dies sein Vater im Laufe von drei Jahren getan hatte. Und Wolfram fand, daß dieses Studium sich noch mehr verlohnte, als alle dickleibigen Bände, aus denen er seine Kenntnisse schöpfte, weil Inge ihm eine Welt offenbarte und ihm eine Mädchenseele eröffnete, wie er sie reiner und schöner nie geahnt.

Aus diesem Schönheitsrausch, der Wolfram völlig gefangen hielt, entwickelte sich eine ebenso reine wie tiefe Liebe. Stumm und in sich

gekehrt barg er die Sehnsucht in seinem Herzen. Er glaubte Inges Reinheit entweihen zu müssen, wenn er ihr seine Liebe gestand, und er schwieg, wiewohl es ihm eine Qual war, seine Leidenschaft zu bändigen.

Der tägliche Verkehr im Geschäft aber führte ihn immer wieder auf viele Stunden mit ihr zusammen, wodurch seine Seelenpein unerträglich wurde, und er beschloß deshalb, komme auch, was wolle, sich dem geliebten Mädchen bei der ersten günstigen Gelegenheit zu offenbaren.

* * *

Nachdem Inge Berger in ihrem behaglich eingerichteten Zimmer die Überkleidung abgelegt und die wichtigsten Korrespondenzen geordnet und verteilt hatte, war etwa eine Stunde vergangen. Bald mußten die Herren Chefs eintreffen und die eingegangenen Briefe mit ihr besprechen.

In dem umfangreichen Betriebe herrschte eine solche Pünktlichkeit, daß auch die Geschäftsleiter ihre Arbeit auf die Minute begannen.

Inge sah nach der Uhr auf ihrem Schreibtisch, bald mußte das Glockenzeichen ertönen, das sie zu dem Herrn Konsul rief.

Das Fräulein hatte in der Tat nicht lange zu warten. Schon im nächsten Augenblick fiel surrend die Nummer 1 des Signalkastens an der Wand. Inge nahm den Briefkorb mit den Korrespondenzen, legte Stenogrammheft und Bleistift darauf und begab sich sogleich in das Zimmer des Seniorchefs.

Der Konsul war offenbar erst vor kurzem eingetreten, denn er legte gerade seinen Nerzpelz auf das Ledersofa und den Hut auf einen runden Tisch davor.

Der Raum zeigte die übliche etwas protzende Eleganz der großkaufmännischen Privatkontore: braunlederne Klubsessel, schwere im Barockstil geschnitzte Bibliothek aus Eichenholz, schwarz poliert, ein Ledersofa und eine Anzahl Stühle, ein großer Diplomatschreibtisch mit einem mächtigen Schreibzeug aus schwarzem Marmor, einer zierlichen Tischuhr, verschiedenen Schalen mit Bleistiften und Federhaltern, und einer Reihe kleinerer Kunstgegenstände aus Bronze. Auf einer Säule in der Ecke erhob sich eine Bronzefigur des antiken Handelsgottes Hermes und von den Fenstern hingen schwere dunkelblaue Portieren aus Seidenplüsch. Die graublaue Tapete bedeckten verschiedene Ölgemälde in vergoldeten Rahmen und eine Anzahl

ebenfalls gerahmter Handels- und Ausstellungsdiplome. Ein prächtiger Perserteppich mit leuchtenden Farben, der fast den ganzen Fußboden belegte, gab der etwas schwer und düster wirkenden Einrichtung ein freudigeres Gepräge.

Der Konsul schien heute etwas festlicher gekleidet zu sein als sonst. Der Cutaway und die gestreiften Beinkleider machten einen ganz neuen Eindruck, die Haare waren frisiert, denn der Kopf duftete noch nach den Künsten des Verschönerungsmannes, und im Knopfloch trug der Herr Konsul heute ausnahmsweise das gelbrote Ordensband einer südamerikanischen Republik. Das Gesicht war von der Kälte etwas gerötet, was dem Herrn Seniorchef vorzüglich stand.

Er rieb sich gerade die Hände, als seine Privatsekretärin eintrat.

Nach dem üblichen Morgengruß nahm Inge Berger an der Vorderseite des Schreibtisches Platz, um mit ihrem Vortrag zu beginnen und die Anordnungen des Herrn Konsuls entgegenzunehmen, der sich ihr gegenüber niedergelassen hatte.

Während der geschäftlichen Besprechungen, die länger als eine Stunde in Anspruch nahmen, hatte Herr Markgraf das Fräulein unausgesetzt scharf gemustert. Er machte vorübergehend einen verwirrten Eindruck, strich sich gedankenlos mit der Hand über die Stirn, wurde unruhig auf seinem Stuhl und schien heute überhaupt eher an ganz andere Dinge als an seine Alltagsarbeit zu denken.

Inge erhob sich und wollte nach einer kurzen Verbeugung das Zimmer verlassen. Entgegen seiner Gewohnheit stand der Konsul heute ebenfalls auf und ging auf Inge zu, die schon dicht an der Türe war. Beinahe schien es so, als ob er ihr die Tür öffnen wollte; Inge blieb stehen. Herr Markgraf machte eine einladende Bewegung, Platz zu nehmen, und das Fräulein kehrte etwas verwundert zurück und setzte sich wieder auf denselben Stuhl am Schreibtisch in der Annahme, der Herr Chef hätte noch eine wichtige Anordnung vergessen.

Der Konsul nahm Inge gegenüber nicht wieder Platz, er ging zunächst einige Schritte unruhig auf und ab, bis er in einer gewissen Entfernung von ihr stehen blieb und mit ersichtlich bewegter Stimme, ganz anders als das Fräulein es bisher gewohnt war, in abgebrochenen Sätzen sprach:

„Fräulein Berger! Gestatten Sie mir außerhalb des geschäftlichen Verkehrs eine Unterredung, die Sie durchaus privat auffassen wollen. – Ich bitte Sie auch, mich in diesem Augenblick nicht als Ihren Chef zu

betrachten, sondern eben – nun – sagen wir – als den Villenbesitzer und angehenden Rentier Erich Markgraf!“

Inge blickte den Konsul sehr erstaunt an, denn diese Einleitung ließ in ihr die Vermutung aufkommen, daß eine sehr wichtige Mitteilung, vielleicht sogar ein geheimnisvoller Hinweis auf irgendwelche Vorgänge aus dem Leben des Konsuls ihr anvertraut werden sollte. Sie hörte daher mit der größten Spannung zu, als Herr Markgraf seine Rede fortsetzte:

„Seit drei Jahren habe ich das Vergnügen gehabt, – mein verehrtes Fräulein – Sie in meinem Hause zu beschäftigen. – Und ich habe während dieser langen Zeit – Ihre – Vorzüge – Ihre hervorragenden Charaktereigenschaften und – sagen wir – Ihre ganz besonderen – außergewöhnlich seltenen – weiblichen Tugenden zu schätzen und zu würdigen gelernt. – So ist es denn begreiflich, daß Ihr ganzes Wesen – sagen wir – einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat – und – den Entschluß in mir reifen ließ, – Ihnen – sagen wir – einen Antrag zu machen, der Sie vielleicht etwas überraschen wird!“

Der Konsul machte eine Pause, um Atem zu schöpfen und seine Gedanken für den wichtigsten Teil seiner Rede zu sammeln. Inge Berger saß wie festgewurzelt auf ihrem Stuhl, sie wagte sich kaum zu bewegen, weil sie fürchtete, durch irgendein Geräusch vielleicht ein Wort dieser merkwürdigen Offenbarung nicht verstehen zu können. Und es lag ihr besonders daran, jedes einzelne Wort in sich aufzunehmen und zu behalten, denn sie fühlte sich geschmeichelt und geehrt, ein anscheinend sehr interessantes Geheimnis anvertraut oder vielleicht sogar einen ebenso geheimnisvollen Auftrag erteilt zu bekommen.

Herr Markgraf kam jetzt etwas näher an Inge heran und sagte weiter:

„Bevor ich zu dem eigentlichen Zweck meiner Unterredung mit Ihnen gelange, – mein liebes Fräulein – drängt es mich – Ihnen – sagen wir – etwas aus meiner Vergangenheit zu erzählen. Ich habe einen harten Kampf mit dem Leben hinter mir. – Das Glück war mir nicht immer hold, – aber ich habe mein Ziel erreicht, das heißt in wirtschaftlicher Beziehung, denn ich bin finanziell unabhängig. Da meine Eltern in der Provinz wohnten, – verheiratete ich mich in jungen Jahren, – die Ehe war eine sehr glückliche, aber meine Frau, die Mutter meines Sohnes, starb vor etwa 15 Jahren an einer tückischen Krankheit, – und seit jener Zeit – bin ich ohne Familienleben und ohne geselligen Verkehr, – ich lebte nur meinem Geschäft, – sonst aber wie ein Asket in der Wüste, – ohne die Früchte meiner Arbeit genießen zu können. Diese – sagen wir –

ausschließlich auf Gewinn gerichtete Zeit meines Lebens liegt hinter mir – der Abschnitt der Arbeit, – jetzt soll der zweite Abschnitt der Erholung folgen, der mir die Freude an dem Schönen und Guten der Welt – wiedergeben und mich der Einsamkeit entreißen soll. Nun, mein liebes Fräulein, der Mensch soll nicht allein sein, – sagt ein weises Bibelwort –, ich bin also fest entschlossen, jetzt – sagen wir – wo ich mich ganz einer Frau widmen kann, – eine neue Ehe einzugehen. – Wie Sie zweifellos an meiner äußeren Erscheinung feststellen werden, – was auch durchaus meinem inneren Gefühl entspricht –, bin ich körperlich und geistig so gesund und kräftig, daß ich einen so bedeutungsvollen Schritt ohne Zaudern wagen darf. – Es sind mir nun in meinem Leben viele Damen aus allen Gesellschaftskreisen begegnet, – aber ich muß gestehen, daß unter ihnen nicht eine einzige war, die – sagen wir – mein Herz gefangen nahm. Seit einem Jahre nun – fühle ich –, daß ich einer jungen Dame, die mich von Tag zu Tag – immer mehr interessierte, – so von ganzem Herzen zugetan bin –, daß ich ihr Schicksal an das meine ketten möchte. Ich habe in den letzten Wochen – sagen wir – mit mir selbst gekämpft, um diese tiefe Neigung zu überwinden, aber meine Mühe war – vergebens. Der Gedanke, mich von diesem beglückenden Wesen trennen zu müssen, erschien mir so unerträglich, daß ich mich heute – entschlossen habe – der jungen Dame Herz und Hand anzubieten. – Sie schauen mich so forschend an, liebe Ingeborg –, nun denn, Sie sind die Dame, die mein Herz bezwungen hat. Ich frage Sie, ob – nein – im Gegenteil – ich bitte Sie, weisen Sie meinen Antrag nicht zurück und willigen Sie ein, meine Frau zu werden. Ich verspreche Ihnen, daß Sie es nicht bereuen sollen!“

Der Konsul trat ganz dicht an Inge heran und sah ihr in die Augen, wohl erwartend, etwas Gutes und Liebes aus ihrem Munde zu hören.

Inge Berger aber senkte den Blick, ihr Gesicht wurde purpurrot, und ihre Finger spielten nervös mit dem vor ihr liegenden Briefkorb. Sie wagte aus merkwürdiger Scham nicht, ihren Chef anzusehen, sondern stotterte leise in peinlichster Verlegenheit vor sich hin: „Ihr schmeichelhafter Antrag, Herr Konsul, kommt mir zu überraschend, – ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. – Ich fühle mich sehr geehrt und kann nur erwidern, daß ich die väterliche Fürsorge, die Sie mir zuteil werden ließen, sehr dankbar empfinde. Der Gedanke, mich zu verheiraten, ist mir bisher nicht in den Sinn gekommen, und Sie werden es mir daher nicht verübeln, Herr Konsul, wenn ich eine so wichtige Frage reiflich überlege und mit meiner Mama darüber spreche!“

Herr Markgraf, der offenbar eine so trockene fast geschäftlich nüchterne Antwort nicht erwartet hatte, schien über den Mißerfolg seiner wohldurchdachten langatmigen Rede sehr verblüfft zu sein. Er machte eine kurze Verbeugung und sagte kalt und ruhig: „Tun Sie das, mein Fräulein Ingeborg, und gehen Sie mit Ihrem Herzen und Ihrer Frau Mama zu Rate!“

Fräulein Berger erhob sich, sie wagte noch immer nicht, ihrem Chef ins Gesicht zu sehen, sie neigte ihren Kopf zu einem Gruß und schlich sich, als ob sie etwas Unrechtes begangen hätte, zur Tür, wo sie nervös nach dem Griff tastete und hastig die Schwelle überschritt.

Als die Tür ins Schloß gefallen war, ging der Herr Konsul unruhig und mehrmals den Kopf schüttelnd auf und ab, er erweckte beinahe den Eindruck, als ob er sich Vorwürfe machte, eine Dummheit begangen zu haben.

Inge aber fiel draußen beinahe an die Wand des Korridors, so unsicher fühlte sie sich auf den Beinen, und der lange Gang mit den vielen Türen schien sich vor ihren Augen im Kreise zu drehen. Sie atmete erst auf, als sie ihr Zimmer erreichte und so Gelegenheit fand, sich zu setzen.

Das Gesicht brannte ihr wie Feuer, und sie versuchte, es mit ihren kalten Händen zu erfrischen, aber vergebens. Die Glut drang bis ins Gehirn und machte sie unfähig, einen Gedanken zu fassen oder die gewohnte Arbeit zu beginnen. Ermattet und willenlos ließ sie das Köpfchen, das zu bersten drohte, bleiernschwer auf den Tisch sinken und schloß die Augen.

* * *

Der Signalapparat an der Wand klapperte unaufhörlich. Die Nummer 2 war gefallen. Das Privatkontor des Juniorchefs. Inge überhörte das Zeichen, denn sie war völlig geistesabwesend.

Nach einigen Minuten klopfte es, und ein Lehrling trat ein: „Der junge Herr Markgraf läßt bitten!“

Das Fräulein erwachte wie aus einem Traum, griff nach Stenogrammheft und Bleistift und wankte hinaus. Sie gab sich die erdenklichste Mühe, sich zu beherrschen. — — —

Wolframs Zimmer war erheblich kleiner als das seines Vaters, aber dafür intimer und mit persönlicherem Geschmack ausgestattet. Die Einrichtung bestand aus helleichenen Möbeln im Renaissancestil, Sofa mit Umbau und Bibliothek, Stühlen und Sesseln, aber statt des Leders

ein fein gemusterter Gobelinbezug, die Vorhänge aus demselben Stoff. Die mattgrüne Tapete verlieh dem Mobiliar einen harmonischen Hintergrund. Das ganze Zimmer war mit Kunstwerken vorwiegend klassischer Art so angefüllt, daß es einem kleinen Museum glich. Auf dem mächtigen Schreibtisch stand ein bronzenes, dreiteiliges Tintenfaß mit einem Behälter für Federhalter und Bleistifte, sonst kein kleinlicher Schmuck, statt dessen aber als prächtige Zierde eine Marmorstatuette der Venus von Milo. Den Fußboden bedeckten mehrere orientalische Teppiche in reizvollen gedämpften Farben.

Als Inge eintrat, saß Wolfram über einen Berg von Briefen gebeugt und sammelte emsig die wichtigsten unter ihnen, die sofort beantwortet werden mußten. Seine Gedanken waren auf diese Tätigkeit so konzentriert, daß er nicht aufblickte, sondern den Morgengruß in dieser Haltung erwidern, gedehnt hinzufügte: „Ich hatte mehrfach nach Ihnen geklingelt, Fräulein Berger, Sie waren wohl bei meinem Vater!“

Inge setzte sich an den Schreibtisch und hauchte ein leises Ja. Eine Pause trat ein, während welcher Wolfram die Sortierung seiner Korrespondenz fortsetzte.

Der junge Mann machte trotz seiner 24 Jahre einen sehr gereiften Eindruck. Sein glattrasiertes Gesicht zeigte zwar die Frische der Jugend, aber die scharfen Züge um Mund und Wange verrieten, daß der Charakter sich durch Energie und Selbstzucht zu einer zielbewußten eigenwilligen Persönlichkeit geformt hatte. Im übrigen aber ließen die nach hinten gestrichenen braunen Haare, der graue Anzug im neuesten Schnitt und die gestreifte Krawatte erkennen, daß Wolfram nach außen gern den modischen Anforderungen entsprach.

Der Juniorchef hatte soeben seine Vorarbeiten beendet; er blickte auf, um sich zu überzeugen, ob seine Privatsekretärin bereit sei, das Diktat aufzunehmen. Aber kaum hatten seine Augen Inge gestreift und gesehen, daß sie mit hochrotem Gesicht, den Kopf in beide Hände gestützt, am Schreibtisch saß, als er die Briefe, die er in der Hand hielt, sogleich wieder beiseite legte und im Tone zärtlichster Teilnahme sagte: „Fräulein Berger, Sie sind krank, man sieht es Ihnen an, daß Sie fiebern. Möchten Sie nicht lieber nach Hause gehen und sich ins Bett legen?! Ich werde eine Dame aus der Werbeabteilung rufen lassen!“

Inge schüttelte das Köpfchen und wehrte ab. „O, bitte“, sagte sie leise, „bemühen Sie sich nicht, Herr Markgraf, es geht bald vorüber, nur ein momentaner Blutandrang, ich fühle mich gar nicht krank!“

Wolfram erhob sich von seinem Platz und näherte sich dem Mädchen. Leise berührte er mit der linken Hand die Stirn und fühlte mit der rechten Inges Puls, wie er es als Kompaniechef im Felde öfter bei seinen Soldaten getan hatte.

„Sehr merkwürdig!“ rief er erstaunt aus, „leiden Sie denn manchmal an solchen Hitzewellen? Ihr Kopf glüht, aber der Puls schlägt durchaus normal, eher etwas verlangsamt als beschleunigt. Setzen Sie sich dort auf das Sofa und nehmen Sie eine etwas mehr horizontale Haltung an, das wird Ihnen gut tun!“

Und bevor Inge noch etwas antworten konnte, hatte er sie bereits mit sanfter Gewalt aufgerichtet und zum Sofa geführt, wo das Mädchen eine halb liegende Stellung einnahm.

Wolfram rückte einen Stuhl dicht an sie heran und nahm ihre Hand. Inge schloß die Augen und ließ es gewähren. In der gegenwärtigen Verfassung war ihr so wohl, die zärtliche Fürsorge eines ihr sympathischen Menschen zu fühlen, daß ihre sonstige Herbheit und das Mißtrauen, mit dem sie jeder männlichen Annäherung begegnete, verschwunden schien.

Der junge Mann vergaß in der Nähe des reizvollen Mädchens die Dringlichkeit seiner Arbeit. Seine Blicke ruhten wie anbetend auf dem edel geformten Gesicht des Fräuleins, und der Duft, der den goldblonden Haaren entströmte, berauschte ihn. Die leidenschaftliche Zuneigung, die er seit langer Zeit zu seiner Sekretärin gefaßt hatte, ohne je Gelegenheit zu finden, ihr seine tiefe und reine Liebe zu gestehen, steigerte sich jetzt zu einer so elementaren Liebesglut, daß er sich mit aller Kraft bezwingen mußte, sie nicht in seine Arme zu schließen. Aber das fühlte er, daß keine Macht der Welt ihn zurückhalten konnte, ihr wenigstens in diesem günstigen Augenblick zu gestehen, wie sehr er sie achte und verehere und wie selig er sein würde, sie als seine Gattin durchs Leben zu führen. —

Bei diesen Gedanken streichelte er unwillkürlich Inges Hand. Das Mädchen zuckte etwas zusammen, schlug die Augen auf und blickte Wolfram fragend an. Gleichzeitig machte sie den Versuch, sich zu erheben.

Der junge Mann drückte sie sanft an die Sofawand zurück und sagte mit weicher, leise bebender Stimme, ohne ihre Hand freizugeben: „Jetzt, wo Ihre Unpäßlichkeit zu schwinden beginnt, mein liebes Fräulein, empfehle ich Ihnen, sich noch ein wenig auszuruhen. Sie können sich

nicht vorstellen, wie sehr ich selbst gelitten, als ich Sie leiden sah, und wie sehr ich an einer Herzenswunde leide, die Sie nicht ahnen, und deren Ursprung Sie sind. Seitdem ich das Glück empfinden durfte, Sie täglich zu sehen und Ihre Anmut und Lauterkeit wie ein Geschenk des Himmels auf mich einwirken zu lassen, habe ich mit jedem Tage mehr erkannt, daß meine Seele Ihnen gehört. Und es hat mich eine namenlose Furcht gepackt, es könnte die Stunde kommen, die mir dieses Glück für immer entreißt. In schlaflosen Nächten habe ich mein Gehirn zermartert, wie ich Ihnen das glühende Geheimnis meines Herzens gestehe, aber ich habe nie den Mut gefunden, weil ich besorgt war, Sie könnten meine Worte falsch deuten und mit Rücksicht auf meine soziale Stellung vielleicht an der Reinheit meiner Liebe und meiner Gesinnung zweifeln. Die Liebe kennt keine Standesunterschiede, wenn die Seelen sich verwandt fühlen; beurteilen Sie mich, wie ich bin, nach meinem geistigen und seelischen Gehalt und reichen Sie einem Manne die Hand zum Lebensbunde, dem ohne Sie die Welt ein Jammertal bedeutet!“

Wolfram drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die Hand des Mädchens, die er noch immer festhielt. — — —

Für Inge war diese zweite Liebeserklärung während einer kurzen Zeitspanne und unter den merkwürdigen Umständen ein furchtbarer Schlag. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume und sie verstand deshalb auch kaum den dritten Teil von dem, was der junge Mann ihr zugeflüstert hatte. Mehr instinktiv als bewußt entzog sie Wolfram ihre Hand, sprang auf, griff sich an die Stirn und sagte halblaut und am ganzen Leibe zitternd: „Verzeihen Sie, Herr Wolfram, mein eigenartiges Benehmen, — ich bin nicht fähig — einen Gedanken auszusprechen — verzeihen Sie, lieber Herr Wolfram, — ich will Ihnen nicht wehe tun, — aber es ist entsetzlich, — eine Tragödie, — ich kann es nicht fassen, — ich kann es nicht sagen — —, ach bitte, Herr Wolfram, entlassen Sie mich!“

Der junge Mann schaute das Mädchen, das nicht bei klarem Verstande schien, wie entgeistert an. Er umspannte ihre Taille mit seinem Arm und riß sie an sich. „Ingeborg!“ rief er stürmisch, selbst halb von Sinnen, „was ist dir, was ist geschehen, gestehe, was bedrückt dein Herz? Ich werde wahnsinnig, wenn du nicht sprichst! Vertraue mir, ich liebe dich!“

Im nächsten Augenblick drückte er seine Lippen so leidenschaftlich auf Inges Mund, daß sie zu ersticken drohte.

Das Mädchen sank in seine Arme und schluchzte bitterlich.

Wolfram bot seine ganze Überredungskunst auf, sie zum Sprechen zu bringen, aber Inge weinte unaufhörlich. Erst als sie vernahm, daß er ihre Aufregung mit seinem Verhalten in Verbindung brachte und sich selbst heftige Vorwürfe machte, sie so stürmisch und taktlos behandelt zu haben, öffnete sie den Mund und hauchte: „Ach nein, Herr Wolfram, Sie irren, mein Entsetzen – hat mit Ihnen – nichts – zu tun. – Die Tragödie – bezieht sich – auf Ihren – Herrn Vater – !“

„Was ist mit meinem Vater?!“ unterbrach der junge Mann heftig und in höchster Spannung.

„Ach, Ihr Herr Vater!“ flüsterte Inge weiter, „Ihr Herr Vater hat mir – – dasselbe gesagt, wie Sie und mir vorhin einen Heiratsantrag gemacht!“

Wolfram starrte einen Augenblick auf Inges Mund, weil er seinen Ohren nicht traute, denn er konnte den Sinn dieses Geständnisses und dessen Tragweite nicht sogleich erfassen. In seiner Verwirrung gab er das Mädchen unwillkürlich frei und begleitete sie wortlos zu einem Sessel, wo Inge, ermattet wie sie war, mit langsamen Bewegungen ihre Tränen trocknete und die Frisur in Ordnung brachte.

Mit großen Schritten durchmaß Wolfram das Zimmer. Seine Stirn war gefurcht und seine Zähne zernagten die Unterlippe.

* * *

Als Inge nach zehn Minuten ihrem Juniorchef die Hand zum Abschied reichte, die dieser wortlos und leidenschaftlich küßte, saß Wolfram wie versteinert an seinem Schreibtisch und brütete vor sich hin.

* * *

IV.

Kamen Vater und Sohn bisher nur in geschäftliche und selten in häusliche Berührung, so entwickelte sich von jetzt an eine gewisse innere Entfremdung bei dem Sohne.

Wolfram empfand den Heiratsantrag seines Vaters wie einen Fausthieb ins Gesicht. Er konnte trotz reiflichen Nachdenkens nicht begreifen, weshalb der „alte Herr“ in seinen Jahren noch auf Freiersfüßen ging. Er hatte einen Leibeserben, der sogar sein Lebenswerk fortsetzte, und wenn er sich nach einer behaglichen Häuslichkeit sehnte, dann hätte der Sohn ihm solche nach seiner eigenen Verheiratung bieten können. Bei derartigen Grübeleien kam Wolfram schließlich zu der Auffassung, daß der „alte Herr“ nur aus niedrigen Instinkten „seine Inge“ an sich ketten wollte, damit sie ihm zu seinem sybaritischen Vergnügen diene. Wut und Verzweiflung packten den jungen Mann bei derartigen Gedanken, denn „seine Inge“ schien ihm so verklärt und erhaben, so weltentrückt aller menschlichen Niedrigkeit, daß er die – nach seiner Auffassung – geistige Sünde seines Vaters als persönlichste und schwerste Beleidigung empfand.

Seitdem mied der Sohn den Vater, wo es ihm nicht geradezu unmöglich gemacht wurde, wie z. B. bei notwendigen geschäftlichen Besprechungen. Aber auch dann war Wolframs Benehmen kalt und sachlich, scheu und wortkarg. Er hielt sich nur ganz kurze Zeit im Privatkontor des Vaters auf, schaute ihm nie ins Gesicht und verschwand sofort nach Erledigung der beruflichen Rücksprache ohne Gruß und Handschlag.

Dem Konsul war das merkwürdige Wesen seines Sohnes natürlich nicht entgangen, nur konnte er sich den Ursprung nicht erklären. Nach seinen Begriffen war Wolfram überarbeitet und nervös überreizt. Er schalt auf die Bücher und den ewigen Lerneifer, bedauerte mit echter väterlicher Liebe seinen einzigen Sprößling und sann darüber nach, wie er ihm bald eine recht nachhaltige Erholung und Kräftigung zuteil werden lassen könnte. — — —

In der peinlichsten Lage aber war Inge Berger.

Sie hatte das Büro an dem denkwürdigen Tage vorzeitig verlassen, weil sie heftiger Kopfschmerzen wegen zu keiner Arbeit fähig war. Eine innere Unruhe trieb sie ins Freie und die kühlende Luft tat ihr so wohl, daß sie die Untergrundbahn nicht benutzte, sondern den Heimweg zu Fuß antrat. Die Eindrücke des verhängnisvollen Vormittags verfolgten sie auf Schritt und Tritt und gemahnten sie, irgendeinen Entschluß zu fassen. Täglich saß sie dem einen wie dem anderen Freier gegenüber, blickte in deren Augen, fühlte die stumme Frage nach einer bejahenden Antwort heraus und sollte dauernd schweigen?! Das wäre über ihre Kraft gegangen, und sie hätte unterliegen müssen und in der Verwirrung vielleicht eine Dummheit begangen. Deshalb wollte sie mit kühlem Verstande erwägen, wie sie sich aus dem Zwiespalt, in den sie ohne ihre Schuld geraten, befreien konnte.

Einen flüchtigen Gedanken, sich mit ihrer Mutter auszusprechen, verwarf sie sofort wieder, weil die Mama schließlich gewohnt war, alle Dinge von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten, und weil ja im Grunde genommen bei einem Konflikt dieser Art nicht nur die Vernunft, sondern noch mehr das Herz mit zu reden und mit zu fühlen hatte.

Trotz allen Grübelns war es ihr aber nicht möglich, einen Ausweg zu finden. Sie kam nach Hause, aß zu Mittag, sprach sehr wenig und ging frühzeitig ins Bett. Frau Berger deutete die Schweigsamkeit ihrer Tochter als eine Folge der heute früh besprochenen Angelegenheit und war rücksichtsvoll genug, das unerquickliche Thema nicht wieder anzuschneiden.

* * *

Am nächsten Morgen saß Inge ebenso bedrückt wie am Abend zuvor der Mutter gegenüber. Das erstemal in ihrem Leben empfand sie den Weg ins Geschäft als eine Qual.

Zwar wußte sie jetzt die Sprache ihres Herzens, aber diese Erkenntnis erhöhte nur den Zwiespalt ohne Aussicht auf dauernde Befreiung. — — —

Die phantastischen Träume, denen Inge nach jeder äußeren Anregung unterworfen war, gaukelten ihr immer einen Märchenprinzen vor, in dessen Gegenwart sie das höchste seelische Glück genoß, und der ihr Gemüt mit einer Sehnsucht erfüllte, von der sie sich auch im wachenden Zustande nicht völlig losmachen konnte. Es war ihre Eigenart, in diesen träumerischen Vorstellungen, die bisher zu ihrer Umwelt in keinerlei direktem Zusammenhang standen, sich dasjenige seelische

Gleichgewicht zu schaffen, das andere Menschen durch Vergnügungen realerer Art zu erlangen trachten.

In der vergangenen Nacht nun lebte sie wieder in jener Traumwelt, und wieder erschien der Märchenprinz ihrer Sehnsucht, aber diesmal brachte er sie völlig aus dem seelischen Gleichgewicht, denn sie erkannte plötzlich, daß der Liebling ihres Herzens, der ihr in vielen herrlichen Nächten ein so unendliches Glück und eine namenlose Seligkeit bereitet hatte, kein anderer war als – Wolfram Markgraf.

Und nach dem Erwachen aus dieser traumhaften Erkenntnis erappte sie sich selbst bei dem innerlichen Geständnis, daß ihre nächtlichen Phantasien der Wirklichkeit durchaus angepaßt waren.

Inge hatte von jeher eine gewisse Schwärmerei für Wolfram, ohne sich ihrer Neigung recht bewußt zu sein. Der Pflichteifer, mit dem sie sich allen geschäftlichen Arbeiten hingab, und die Nüchternheit, mit der sie die Umwelt in straffer Selbstzucht zu betrachten pflegte, bedeckten die sich in ihrem Herzen regenden Gefühle mit einer harten Kruste, die keine äußeren Merkmale ihrer Empfindung zuließ.

Seit Wolfram aus dem Felde zurückgekehrt war und sie ihm auf Veranlassung des Vaters als Privatsekretärin diente, erfreute sie sich stets seines warmherzigen, zuvorkommenden Wesens. Durch gelegentliche Gespräche über alle Lebensfragen erkannte sie sehr bald, daß der junge Mann von ganz anderer Art sei als jene Mädchenjäger, denen sie bisher immer begegnet war. Und es entwickelte sich zunächst eine unbewußte Sympathie für den Juniorchef, die darin zum Ausdruck kam, daß sie stundenlang in seiner Nähe weilen konnte, ohne auch nur eine einzige Sekunde das Bedürfnis zu haben, sich zurückzuziehen und allein zu sein. Und wenn sie allein war, dann freute sie sich jedesmal auf die Zeit, wo sie dem jungen Mann gegenüber sitzen und seine Worte zu Papier bringen durfte.

So entstand allmählich eine gewisse Seelenharmonie, die Inge einerseits als harmlose Backfischschwärmerei, andererseits als eine Art familiärer Gewohnheit deutete, die aber nichts anderes sein konnte, als der Anfang einer tiefen Neigung, die sich in echte wahre Liebe wandelte.

Diese Erkenntnis nun versetzte Inge erst recht in die peinlichste Lage. Zwar hätte sie von Herzen gern Wolframs Antrag angenommen und ihm zugejubelt, die Seine zu werden, aber vor ihren Augen stand immer die männlich ernste Gestalt des Konsuls, und sie hörte immer noch die abgewägten, kristallklaren, leidenschaftslosen Worte, denen sie mit so

gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war. Wie durfte sie es wagen, einem Manne, den sie hochschätzte und wie einen Vater verehrte, eine solche Kränkung anzutun, daß sie ihn ablehnte und seinem Sohne die Hand fürs Leben reichte?! Eine solche Handlung wäre nach ihren Begriffen undankbar und frivol gewesen, und sie wäre sich selbst vorgekommen wie eine Diebin, die einem Wohltäter etwas Unersetzliches, seinen Sohn raubt.

Aus dieser Gewissensqual gab es für Inge kein Entrinnen, so sehr sie sich auch während des ganzen Weges zur Untergrundbahn und während der Fahrt bemühte, aus dem Gedankenlabyrinth, in dem Vernunft, Hochschätzung und Dankbarkeit mit der Liebe kämpften, zu einer befreienden Tat zu gelangen. — — —

Inge hatte ihre Ruhe und Selbstzufriedenheit und ihr sicheres Auftreten völlig verloren. Ihr Wesen bekam etwas Scheues und Ängstliches gerade denjenigen Menschen gegenüber, in deren Gegenwart sie gewohnt war, Mißtrauen und Befangenheit abzulegen. Eine Art Lampenfieber überfiel sie, wenn sie daran dachte, in einer Stunde dem Herrn Konsul wieder gegenüberzusitzen, und es war ihr wie einem Prüfling zumute, der vor einem Examen stand und von vornherein wußte, die wichtigste Frage nicht beantworten zu können. Was sollte sie sagen?! Sollte sie zu einer Lüge greifen?! Das widerstrebte ihr. Sollte sie ihrem Chef wie einem Vater ihr Herz ausschütten und ihre Liebe zu seinem Sohne beichten?! Das wäre vielleicht der vernünftigste Ausweg gewesen, aber hierzu fand sie nicht den Mut, schon weil sie ein tiefes Mitleid für den Konsul hegte, dessen treuherziges, von vornehmer Gesinnung zeugendes Bekenntnis einen starken Eindruck auf sie gemacht und ihrer Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt hatte. Es wäre ihr nie möglich gewesen, diesem Manne gegenüber ein Nein über ihre Lippen zu bringen, nicht allein aus der Wertschätzung für ihn, sondern noch mehr aus der Achtung ihrer selbst, denn sie fühlte, daß der Heiratsantrag ihres Chefs in erster Linie ihren weiblichen Tugenden galt. Und eine solche Huldigung ihrer weiblichen Ehre durfte sie durch ein selbstsüchtiges, rücksichtsloses und nach ihren Begriffen frivoles und undankbares Verhalten nicht entweihen.

Und wenn sie an die nächste Begegnung mit Wolfram dachte, begann ihr Herz lebhafter zu schlagen, und das Blut schoß ihr durch alle Adern. Am liebsten hätte sie ihn mit einem freudigen „Ja“ begrüßt, und aller Seelennot wäre ein Ende gewesen, aber ihr freier Wille lag in Ketten des Verstandes. Sie hätte auch Wolfram veranlassen können, seinem Vater

alles zu gestehen, aber hatte sie nicht schon, fast besinnungslos, einen groben Vertrauensbruch begangen, als sie dem Sohne den Heiratsantrag des Vaters offenbarte?! Sie schämte sich jetzt, zum ersten Male in ihrem Leben die Pflicht der Verschwiegenheit verletzt zu haben, und um keinen Preis der Welt hätte sie zugegeben, daß Wolfram selbst seinem Vater hiervon Mitteilung machte. — — —

Unter diesen drückenden Gedanken ging die Arbeit des Briefesortierens nur langsam vor sich, und Inge atmete auf, als sie kurz vor dem Klingelzeichen fertig war. Aber ein Zittern durchlief ihren Körper, als die Eins am Signalkasten fiel.

* * *

Der Konsul empfing sie mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, denn er hoffte vor Eintritt in die geschäftlichen Besprechungen das beglückende Jawort zu vernehmen. Inges Verhalten war aber vielleicht noch sachlicher als zuvor. Sie grüßte höflich und setzte sich schweigsam an ihren Platz. Nur ihr Gesicht war etwas gerötet und die Augen wendeten sich abseits, um nicht den Blicken ihres Chefs zu begegnen. Der Konsul war zwar etwas enttäuscht und wurde kleinlaut. Er machte geflissentlich eine Pause, um seiner Privatsekretärin die Möglichkeit zu geben, etwas zu sagen. Aber als das Mädchen immer noch schwieg und einen befangenen und nervösen Eindruck machte, erkannte der Konsul mit tiefem Bedauern, daß Inge sich zu einem Entschluß noch nicht durchgerungen hatte. Mit vornehmem Takt vermied er es, auf seinen gestrigen Antrag zurückzukommen und er entließ seine Privatsekretärin nach beendeter Konferenz mit der gleichen Liebenswürdigkeit, wie er sie begrüßt hatte.

Dieses für einen gebildeten und vornehmen Mann selbstverständliche Benehmen imponierte Inge gewaltig; sie dankte ihm von ganzem Herzen, daß er sie nicht in Verlegenheit gebracht hatte, und diese an Rührung grenzende Befriedigung mischte sich zum ersten Male mit einem Gefühl von Zärtlichkeit, das ihr dem Chef gegenüber bisher völlig fremd gewesen war. — — —

Nach wenigen Minuten überschritt sie herzklopfend die Schwelle zum Privatkontor des jungen Markgraf, und nahm auch hier ohne bemerkenswerte Veränderung im Wesen ihren gewohnten Platz ein. Nur ein kleiner Unterschied in der Begrüßungsart bestand seit gestern: Wolfram reichte ihr die Hand und Inge drückte sie ohne Befangenheit.

Beide blickten sich fragend in die Augen, aus denen die Sehnsucht sprach, aber zwischen ihnen stand wie eine undurchdringliche Mauer die Gestalt des Konsuls. Das fühlten beide, und deshalb berührten sie mit keinem Worte die erschütternden Vorgänge des gestrigen Tages, wenngleich die Herzen – ohne daß Wolfram es von Inge wußte – für einander schlugen.

Nur schleppend verlief das geschäftliche Diktat. Der Juniorchef war verwirrt, seine Rede stockte oft, und seine Blicke schweiften tastend an Inges Gestalt herunter. Sie fühlte dies, und jedesmal huschte eine Blutwelle über ihr Gesicht. – – –

Zum Abschied ergriff Wolfram wieder ihre Hand und hielt sie fest. Es schien, als ob er ihr etwas sagen wollte, sein Gesicht verzerrte sich, er rang nach Atem, aber er brachte kein Wort hervor. Inzwischen hatte Inge ihm ihre Hand entzogen und war hinausgeeilt.

Vor der Tür schossen ihr die Tränen in die Augen, aber sie beherrschte sich dennoch so, daß sie ihre Tagesarbeit erledigen konnte. – – –

Dasselbe Spiel wiederholte sich noch einige Tage in gleicher Weise; bei dem Konsul die umstrickende Liebenswürdigkeit und das feine Taktgefühl, bei Wolfram die verhaltene Liebesglut und der erkennbare Drang, sich endlich Gewißheit zu verschaffen.

Eines Tages, es war an einem Sonnabend, und die zu erledigende Korrespondenz geringer, weil die Büros früher geschlossen wurden, saß Inge dem Juniorchef wieder gegenüber und hatte gerade das Stenogramm beendet, als Wolfram auf sie zuschritt, beide Hände ergriff, ihr tief in die Augen sah und mit bebender Stimme flüsternd fragte: „Ingeborg, wie lange noch soll ich diese Qual ertragen, bin ich ein so verworfenes Geschöpf, daß Sie mich keiner Antwort würdigen? Ist Ihr Haß gegen mich ein so tief gewurzelter, daß Sie ein Vergnügen daran finden, mich zu peinigen? Die Ungewißheit reißt mir täglich neue Wunden und macht mich siech und elend. Haben Sie endlich ein Mitleid mit mir und verheißen Sie mir mit einem Ja unendliche Seligkeit oder verdammen Sie mich mit einem Nein zum Tode!“

Inge krampfte sich bei diesen Worten das Herz zusammen, ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen, aber die Kraft ihres Charakters siegte dennoch über die Wehmut, die sie ergriffen. Alle Weichheit und ihre überschäumende Liebe drängte sie mit dem letzten Aufwand von Energie zurück, entzog dem jungen Mann sanft ihre Hände, erhob sich

und sagte mit absichtlicher Entschlossenheit, wiewgleich ihre Stimme zitterte: „Lieber Herr Wolfram, nehmen Sie mein Schweigen weder als Grausamkeit noch als Verneinung. Betrachten Sie mich vorerst als ein Wesen, dessen Wille gefesselt ist. Was mein Herz Ihnen sagen könnte, verbietet meine Vernunft. Und auch die Vernunft darf nicht reden, weil mein und Ihr Herz darunter litte. Die Erregung, in die mich Ihr Antrag versetzte, und die mich schließlich in höchster Verwirrung dazu verleitete, Ihnen ein Geheimnis zu offenbaren, das Ihnen gegenüber nie über meine Lippen hätte kommen dürfen, ist die zwingende Erklärung für mein Verhalten. Wenn Sie sich in meine Beweggründe vertiefen, lieber Herr Wolfram, dann müssen Sie zugeben, daß ich nicht anders handeln kann. Glauben Sie mir, daß mein Herz sich gegen diese kalten Worte der Vernunft sehr heftig sträubt, aber ich sehe zunächst keinen anderen Ausweg, als der Zeit meine und Ihre Zukunft zu überlassen!“

Nach dieser unfreiwilligen Erklärung, die dem liebevollen Mädchen nicht geringe Selbstüberwindung kostete, wollte Inge sich zum Abschied wenden.

Wolfram hielt sie noch an einer Hand zurück, er stand gebeugten Hauptes da und seine Augen blickten finster, als er leise sagte: „Sie meinen, Ihre Rücksicht auf meinen Vater verhindert die Betätigung Ihres Willens!“

Inge nickte bejahend, ohne dem jungen Manne ins Gesicht zu sehen.

„Also darf ich hoffen, Ingeborg“, fuhr Wolfram fort, „daß Sie mich nicht zurückweisen, wenn mein Vater anderen Sinnes geworden ist?!“

Inge sprach kein Wort. Sie drückte dem jungen Manne die Hand und die tränenden Augen, mit denen sie ihm ins Gesicht sah, waren beredte Worte genug. Wolfram wollte sie in seine Arme schließen, sie entriß sich ihm aber mit Blitzesschnelle und eilte hinaus.

Es war auch die höchste Zeit, denn Inges Liebe hatte über ihre bisherige Standhaftigkeit den Sieg davon getragen.

* * *

Das Mädchen verschloß die Tür zu ihrem Zimmer und weinte herzerreißend.

* * *

Am nächsten Morgen meldete sie sich krank und ging seitdem nicht mehr ins Büro. Es war ihr geradezu unmöglich, die Seelenkämpfe, unter

denen sie entsetzlich litt, noch länger zu ertragen. Sie hätte nach dem letzten Abschied von Wolfram dem jungen Manne nicht mehr ins Gesicht sehen können, ohne sich ihm zu offenbaren. Und sie redete sich selbst ein, daß die Zeit alles glätten und das Schicksal dennoch die Wünsche ihres Herzens gewähren würde. Zunächst aber wollte sie es mit einem neuen Leben beginnen und ihr Entschluß stand deshalb fest, Berlin für einige Zeit zu verlassen.

Hierbei stellte sich ihr ein bisher unbeachtetes Hindernis in den Weg: ihre Mutter.

War es schon aufgefallen, daß das sonst so geschäftseifrige Töchterchen ohne sichtbaren Grund der Stätte ihres bisherigen Wirkens fern blieb, was sollte die gute Mama nun erst sagen, wenn ihr Liebling ihr die schmerzliche Offenbarung machte, es sei dringend notwendig, nach einer anderen Stadt zu übersiedeln und das sorgsame Mütterchen allein zurückzulassen?!

Inge ahnte wohl, daß hier eine schwierige Arbeit zu leisten war, aber sie hatte schon einen triftigen Grund im Hinterhalt, wenn sie nur erst wüßte, wo sie eine passende Stellung finden könnte.

Der Mutter klagte sie über Kopfschmerzen und nervöse Ermattung infolge der andauernden Überanstrengung, und Frau Berger war natürlich von dem Leiden ihrer Inge überzeugt, weil sie mit Schrecken wahrnahm, wie unruhig das bedauernswerte Töchterchen schlief. Daß dies freilich mit anderen Dingen zusammenhing, vermutete die harmlose Frau nicht. Und sie hielt es auch für durchaus angebracht, daß Inge sich möglichst viel in freier Luft bewege, und nach dem Mittagessen, – wenn Mama in der Küche beschäftigt war – allein ihren Spaziergang mache.

Bei solcher Gelegenheit gab das Mädchen ein Inserat in der „Frankfurter Zeitung“ unter Chiffre auf und erhielt auch bald eine Anzahl Offerten, von denen sie sich die geeignetste auswählte. Sie beantwortete das Schreiben ihrer Art entsprechend mit aller Offenheit und wies darauf hin, daß sie ihre langjährige Stellung verlasse, weil der Seniorchef ihr einen Heiratsantrag gemacht habe, den sie bei ihrer Jugend nicht anzunehmen beabsichtige. Infolge dieses peinlichen Konfliktes zöge sie es vor, nach einer anderen Stadt zu übersiedeln. Ein Zeugnis würde sie erst bei ihrem Antritt überreichen, denn aus dem erwähnten Grunde möchte sie ihrem jetzigen Chef noch nicht mitteilen, daß sie überhaupt entschlossen sei, eine andere Stellung anzunehmen. Das offenherzige Schreiben hatte den gewünschten Erfolg, und Inge

bekam nach vier Tagen einen Anstellungsbrief in ihre Wohnung geschickt mit einer so reichlichen Gehaltsfestsetzung, daß Mamachen während ihrer Abwesenheit keine Not zu leiden brauchte.

Jetzt kam der schwierigere Teil der Aufgabe, und Inge ging sehr diplomatisch und schonend vor. Als Ausgangspunkt der Unterredung nahm sie die Verlobungsgeschichte mit Fritz Anuschat. Der junge Mann hatte sich zwar während der ganzen Zeit nur einmal sehen lassen, aber diese Gelegenheit benutzt, wie Inge wußte, um mit der Mutter das unerquickliche Thema ausführlich zu besprechen. Da der heimlich und unfreiwillig Verlobten nicht im geringsten daran lag, zu erfahren, wie sich der vermeintliche Bräutigam geäußert habe, so begnügte sie sich mit der kurzen von der Mutter hingeworfenen Bemerkung, daß der Fritz ein sehr böses Gesicht gemacht habe und schweigend davon gegangen sei.

Dieses Umstandes bediente sich Inge als Angriffswaffe. Sie erzählte, daß sie die Vorstellung nicht los werde, der Fritz trachte danach, ihr aufzulauern, um eine Unterredung zu erzwingen. Daß eine solche Auseinandersetzung dann nicht gut enden würde, sei doch eigentlich selbstverständlich. Sie halte es daher für das Beste, dem verliebten Jüngling zunächst einige Zeit gänzlich aus dem Wege zu gehen, er werde sie dann vergessen und für sie vielleicht Ersatz gefunden haben, und die gute Mama brauchte sich nicht zu beunruhigen.

Frau Berger fand diesen Gedankengang sehr vernünftig, nur meinte sie, es sei schließlich, wenn der Fritz ihr auflauern wolle, nicht so ganz einfach, dies zu verhindern. Freilich, bestätigte Inge lebhaft, das sei wohl zutreffend, und so habe sie es auch nicht gemeint: sie dächte, sich von Berlin für einige Wochen fernzuhalten, etwa so, als ob sie zu Onkel Bernhard aufs Land ginge. Hier unterbrach die fürsorgliche Mutter, der Vorschlag sei nicht übel, eine Luftveränderung würde ihr gut bekommen und die Nerven erfrischen. Inge spann den Gedanken sofort weiter, es käme überhaupt nur auf eine Luftveränderung an, es bräuchte nicht das Land, sondern es könnte auch die Stadt sein; sie hätte gerade eine günstige Gelegenheit in Frankfurt a. Main, ganz dicht von Wiesbaden, dem weltbekannten Erholungsort, eine vorübergehende, sehr lohnende Beschäftigung zu finden, die es ihr ermöglichte, der guten Mama einen reichlichen Monatszuschuß zu gewähren, sie möchte ihr daher einen sehr annehmbaren Vorschlag machen: Mama möge zu Onkel Bernhard, den sie schon lange einmal besuchen wollte, aufs Land gehen, und sie würde sich inzwischen nach Frankfurt a. M. begeben.

Frau Berger machte ein etwas längliches Gesicht. Eine andere Stadt, andere Gefahren, die große Entfernung und noch hundert weitere Bedenken stiegen ihr auf, die alle im Grunde in der einen Sorge wurzelten, die Trennung von ihrem Liebling nicht ertragen zu können. Inge zog ein anderes Register. Sie schilderte der Mama das ruhige Leben auf dem Lande, wo sie sich ohne das ewige Einerlei der Wirtschaftsarbeit gründlich erholen und kräftigen könne, die wenigen Wochen würden schneller vorübergehen, als man ahne, und die liebe Mama würde nach ihrer beiderseitigen Rückkehr bestätigen, daß der Vorschlag sowohl für sie als auch für ihr Töchterchen ein vorzüglicher gewesen sei.

Das Ende des ungleichen Wortgefechts war, daß Frau Berger zwar in ihrem Kopfe eine Menge wirrer Vorstellungen hatte, die sich zu einem klaren Gebilde noch nicht so schnell zurecht fanden, daß sie sich aber der Führung ihres Lieblings überließ.

Noch an demselben Abend gingen zwei Briefe ab, der eine an Onkel Bernhard, der andere an die Firma E. Markgraf & Sohn. — — —

Inge schlief in dieser Nacht viel ruhiger, als ihre Nervenzerrüttung dies eigentlich gestatten durfte.

* * *

Seit dem Fernbleiben seiner Privatsekretärin hatte es der Konsul persönlich übernommen, die eingehende Post zu ordnen. So kam auch Inges Brief zuerst in seine Hand. Er überflog das Schreiben, las es noch einmal sehr genau, Wort für Wort, und legte es dann nachdenklich auf den Schreibtisch. Diese wenigen Zeilen rissen ihn aus allen seinen Illusionen, er glaubte darin eine endgültige Antwort auf seine Werbung zu finden und bereute es tief, diesem lieben, achtenswerten Geschöpf, — was er nie geahnt hatte — vielleicht schmerzliche Gewissensqualen bereitet zu haben. Unruhig ging er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, gab dem Fräulein, das nach der Korrespondenz fragte, nur die wichtigsten Dinge zur Erledigung und rief dann telephonisch seinen Sohn herbei.

Als dieser bald darauf erschien, empfing er ihn mit den langsam und nachdrücklich gesprochenen Worten:

„Ich habe dir eine sehr schmerzliche Mitteilung zu machen, Wolfram. Wir haben beide einen unersetzlichen Verlust zu beklagen. Soeben bekomme ich von Fräulein Berger folgenden Brief:

Sehr geehrte Herren!

Infolge meiner andauernden Nervenzerrüttung sehe ich mich leider außerstande, die mir in Ihrem Hause so lieb gewordene Beschäftigung fortzusetzen und bitte um meine fristlose Entlassung und um Übersendung eines Zeugnisses.

Indem ich Ihnen für das mir stets bewiesene Wohlwollen und für die Güte, die Sie mir zuteil werden ließen, meinen herzlichsten Dank sage, verspreche ich Ihnen, Sie in bester Erinnerung zu behalten und verbleibe

Ihre sehr ergebene

Ingeborg Berger.“

Der Herr Konsul sah seinen Sohn forschend an: „Nun, was meinst du dazu?!“

„Hm“, gab Wolfram lakonisch zurück, „du hast recht, wir haben wirklich beide einen schweren Verlust erlitten!“

„Eine prächtige Person“, sprach der Konsul vor sich hin, „zu schade!“

„Eine prächtige Person!“ wiederholte Wolfram.

„Und so zuverlässig, ordentlich und korrekt in allen Dingen!“ fuhr der Vater im gleichen Tone fort.

„So zuverlässig, ordentlich und korrekt!“ wiederholte der Sohn lakonisch.

„Ich würde etwas darum geben, wenn ich diese Kündigung rückgängig machen könnte“, sagte der Konsul jetzt lebhafter, „ich habe sie wirklich gern in meiner Nähe gehabt!“

„Ich bin ganz deiner Meinung, Papa, mir ging es ebenso, sie war mir noch unentbehrlicher!“ sekundierte der Sohn etwas wärmer.

„Ich werde diesen Verlust nur schwer überwinden, Wolfram!“ stöhnte der Konsul schmerzlich.

„Das glaube ich dir gern, Papa“, meinte der Sohn ironisch tröstend, „du warst ihr sehr zugetan und dachtest vielleicht, sie für immer zu behalten. Aber die Zeit heilt alle Wunden und wird auch deinen Schmerz lindern, so daß du dich an den Gedanken gewöhnst, sie könnte einem anderen gehören! – – Brauchst du mich noch, Papa?“

Der Konsul schüttelte wie geistesabwesend den Kopf und Wolfram entfernte sich.

Als er in seinem Zimmer war, versuchte er, sich über diesen Zwischenfall Klarheit zu schaffen, obwohl die Kündigung ihm nicht überraschend kam.

Sein männlicher Instinkt hatte bei der letzten Abschiedsszene erkannt, daß er Inge nicht gleichgültig war. Und als sie sich am kommenden Montag krank meldete, ahnte er, daß sie einen Vorwand suche, um sich allmählich zurückzuziehen. Und er brachte dieses Fernbleiben sehr folgerichtig damit zusammen, daß es ihr zuviel Überwindung kostete, in seiner Nähe zu sein und ihn leiden zu sehen, ohne der Qual ein Ende bereiten zu können.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hielt er Inges Vorgehen für sehr klug; vor allem aber war er überzeugt, daß sein Vater auf diese Weise am besten Gelegenheit hätte, wieder zur Vernunft zu kommen und die Hoffnung auf den Besitz des Mädchens endgültig aufzugeben.

Durch diesen Gedanken war der Grundstein gelegt zu einer innerlichen Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Und in der Tat bemühte sich Wolfram von nun an, dem Vater häufiger Gesellschaft zu leisten und ihm in seiner Einsamkeit Zerstreung zu verschaffen, was den Konsul mit außerordentlicher Befriedigung erfüllte. — — —

Die Zeit, die nach dem guten Trost des Sohnes dem Vater gegenüber alle Wunden heilen sollte, hatte auf den Gemütszustand des Sohnes nicht den geringsten Einfluß. Wolfram fand seine Seelenruhe nicht wieder. Er hatte kein Vergnügen mehr an seinem Beruf und keine Lust am Leben. Ihm fehlte die Gegenwart seiner Inge, und er hätte in der Verzagtheit, die sich seiner bemächtigte, sich schon damit begnügt, sie nur wortlos um sich zu sehen.

Die Unruhe trieb ihn daher, ihren Spuren nachzugehen, in der Hoffnung, ein häufigeres Wiedersehen mit ihr zu ermöglichen. Bei seinen Nachforschungen ermittelte er nun, daß Inge nach Frankfurt a. Main übersiedelt sei, was seinen Kummer nur noch vertiefte.

Er überlegte lange, was zu tun sei, ihm das geliebte Mädchen wieder näher zu bringen. Er wollte ihr schreiben, nach Berlin zurückzukehren, wo eine glänzende Stellung für sie bereit sei, aber er verwarf diesen Plan wieder aus Furcht, der Vater könnte Inge zufällig wiedersehen und seinen Wunsch teilen, mit ihr zusammenzukommen. Ihre Abwesenheit von Berlin schien ihm aus diesem Grunde nicht ungünstig.

Die Einleitung eines Briefwechsels mit Inge schien Wolfram nicht unbedenklich. Er hatte in der ersten Aufwallung einen längeren

Herzenserguß zu Papier gebracht, zerriß aber das Schreiben wieder, als er zur Erkenntnis gelangte, daß das tote Wort nicht Vermittler einer tiefen Leidenschaft sein könne. Vielleicht auch fürchtete er, Inge würde in einer anderen Umgebung ihre Seelenruhe wiederfinden und ihm schließlich vernunftgemäß auseinandersetzen, daß es keinen Zweck hätte, sich mit uferlosen Zukunftsplänen zu beschäftigen. Aus allen diesen Erwägungen kam Wolfram zu der Überzeugung, daß es nur eine einzige Möglichkeit gäbe, nämlich ihr nachzureisen und sich auch in Frankfurt a. Main niederzulassen. Dies war freilich ein Vorhaben, dem ein fester Wall von Schwierigkeiten gegenüberstand. — — —

Ein Zufall kam dem verliebten jungen Mann zu Hilfe.

Eines Abends, als Wolfram dem Vater aus der Zeitung vorlas, fiel sein Blick auf einen Frankfurter Handelsbericht, in dem diese Stadt als wichtigster Platz für den westlichen Außenhandel bezeichnet wurde. Ein Gedanke blitzte ihm auf, und er beschloß, die vorzügliche Idee, die ihm soeben gekommen war, sofort zu verwirklichen. Mit einer gewissen Weitschweifigkeit und geschäftlichen Wichtigtuerei machte er den Vater auf die in der Zeitung abgedruckten Umsatzzahlen aufmerksam. Er wies darauf hin, daß ein Exportgeschäft von dem Umfang des ihrigen keinen Anspruch auf Weltruf habe, wenn es in einer solchen Stadt nicht ein Exportlager unterhalte; denn es sei ganz fraglos, daß eine große Zahl der ausländischen Käufer ihren Bedarf in einer Handelsstadt an der Grenze decke, ohne erst nach Berlin zu kommen. Er halte es daher für dringend nötig, in Frankfurt a. M. eine Niederlassung zu errichten.

Der Konsul war von Natur ein zu leidenschaftlicher Kaufmann, als daß er solchen Erwägungen, die geeignet schienen, das Ansehen seiner Firma zu erhöhen, nicht zugänglich gewesen wäre. Schwierigkeit bot nur die Frage, welche Persönlichkeit mit der Leitung einer Niederlassung beauftragt werden könnte.

Wolfram ließ seinen Vater erst verschiedene Vorschläge machen, um selbst möglichst uninteressiert zu erscheinen. Alle Prokuristen der Firma wurden der Reihe nach eingehend auf ihre Eignung geprüft, aber teils hatte der Vater, teils der Sohn an jedem etwas auszusetzen.

Als die Erörterungen hierüber auf einen toten Punkt geraten waren, trat Wolfram mit seiner Absicht hervor. Er machte geltend, daß der Vater einen der Prokuristen im Hauptgeschäft an seiner Stelle zweckdienlicher verwenden könne, daß es aber zweifellos von Wichtigkeit sei, wenigstens zur Einrichtung und Verkaufsorganisation nur eine solche

Persönlichkeit zu bestimmen, die an dem Gelingen des Unternehmens ganz besonders interessiert sei und hierfür käme eigentlich – nur er selbst in Betracht.

Das leuchtete dem Konsul ein. Er beschloß, sich einige Monate von seinem Sohne zu trennen und beauftragte diesen sofort, alle Vorbereitungen zu treffen.

* * *

Noch vor Ablauf einer Woche dampfte Wolfram freudig erregten Herzens nach Frankfurt a. Main ab.

Während der ganzen Fahrt hat er auch nicht eine einzige Minute an die geschäftliche Niederlassung gedacht, wohl aber unentwegt an Inge Berger.

V.

Die Berliner Stenotypistin hatte sich trotz der kurzen Zeit in dem schönen Frankfurt sehr gut eingelebt. Die Stellung gefiel ihr, und da auch das liebe Mamachen von ihrem Landaufenthalt entzückte Briefe schrieb, wäre ihr Glück vielleicht vollendet gewesen, wenn nicht eine merkwürdige Sehnsucht nach Wolfram sie dauernd gepeinigt hätte. Sie gab sich die erdenklichste Mühe, die Erinnerung an ihn wenigstens zeitweise auszuschalten, aber auch dies war ihr unmöglich. Der Gedanke, er könnte sie vielleicht vergessen haben, weil er sich nicht einmal bemüht habe, ihre Adresse zu ermitteln und ihr zu schreiben, verstärkte ihre Unruhe nur noch mehr.

Und eines Nachmittags war ihre ganze Herzensnot wie durch ein Zauberwort zu Ende.

Als Inge nach Geschäftsschluß eiligst die Zeil hinunterging, war ihr Wolfram, der den Eingang zum Geschäftshause beobachtet hatte, wie durch Zufall begegnet. Sie war so freudig überrascht, daß sie keines Wortes fähig war, aber in ihr jubelte es, als ob sie alle Seligkeit der Welt empfunden hätte.

Dem jungen Manne mochte es ähnlich ergangen sein, aber beide zeigten doch soviel Selbstzucht, daß die Begrüßung den Eindruck einer treuen Kameradschaft machte.

Inges Glücksgefühl erreichte den Höhepunkt, als sie erfuhr, daß Wolfram sich in Frankfurt niederlasse, und sie war selbstverständlich sofort bereit, zum nächsten Quartal ihre Stellung zu verlassen und ihre Tätigkeit seinem Unternehmen zu widmen.

Seit dieser ersten Begegnung trafen sie sich jeden Tag; sie gingen gemeinschaftlich spazieren, besuchten den Zoologischen Garten, den Palmengarten, Theater und Konzerte, machten bei schönem Wetter Ausflüge in die Umgegend, aber niemals sprachen sie von dem, was ihre Herzen am tiefsten durchwühlte. Zwischen ihnen stand etwas Gewisses, das ihren Gefühlen nach das zarte Band, das sie umschlang, brutal zu zerreißen drohte. So wagte Wolfram nicht mehr, von einer Heirat zu sprechen, und Inge fürchtete sich erst recht, durch Erwähnung seines

Antrages jene unsichtbare aber immer gegenwärtige Gestalt wie ein Fatum drohend zwischen sie zu stellen. — — —

Die Wochen bis zur Einrichtung der Niederlassung und zum Quartalsende verliefen in schönster Harmonie, und wie dies bei verwandten Seelen nicht anders sein kann, im Fluge. Und eines Tages saß Inge in einem prächtig ausgestatteten Büro ihrem Chef, Wolfram Markgraf, wieder gegenüber, nahm die Stenogramme auf, erledigte die Korrespondenz und fühlte sich wie in ihre schönste Zeit am Spittelmarkt zurückversetzt.

Die erhebliche Arbeit, die mit der Organisation des neuen Unternehmens verbunden war, vermochte die glimmende Liebesleidenschaft weder auf der einen, noch auf der anderen Seite für längere Dauer zu unterdrücken, und der bisher mit vieler Willenskraft eingedämmte Wunsch nach einem Gelöbnis zum Lebensbunde kam deshalb mit um so stärkerer Gewalt zum Ausbruch. Veranlassung hierzu gab Inges Geburtstag.

Wolfram hatte in sinniger Weise alle Vorbereitungen getroffen, um das Mädchen wirklich zu erfreuen. Gleichzeitig aber trieb es ihn, sich selbst etwas in den Vordergrund zu drängen, um symbolisch das zum Ausdruck zu bringen, was sein Herz beseelte.

Als Inge zur gewohnten Stunde erschien, fand sie ihren Platz in einen prächtigen Blumengarten verwandelt. Auf einem kleinen freien Raum in der Mitte stand Wolframs Bildnis und daneben ein Etui mit einer goldenen Brosche, die aus zwei ineinander greifenden Händen dargestellt war, um die sich ein Kranz von Rosenknospen herumzog. Die Rosen bestanden abwechselnd aus Rubinen und Brillanten. Und unter diesem Schmuck lag ein Papierblättchen mit einem sauber geschriebenen Fragezeichen.

Da der Chef eine halbe Stunde später zu kommen pflegte, hatte Inge reichlich Zeit, die ihr zuteil gewordene Überraschung auf sich einwirken zu lassen, und sie war so tief bewegt und erregt voll aufjauchzender Freude, daß ihr Gesicht sich rötete und ihr die Tränen aus den Augen kullerten. Abhold jeglichen Schmuckes, machte das kostbarste Geschenk den geringsten Eindruck auf sie, aber sein Bild küßte sie voll überschäumender Rührung. Erst nach einiger Zeit gewahrte sie das Blättchen mit dem Fragezeichen, das sie zuerst nicht begriff.

Mit dem Stückchen Papier in der Hand saß sie noch in Gedanken versunken, als Wolfram eintrat. Sie ging ihm entgegen und reichte ihm

verschämt die Hand, einige Dankesworte lispelnd. Ihre Erregung war so groß, daß sie nicht daran gedacht hatte, das Blättchen wieder auf den Tisch zu legen. Wolfram übersah sofort die ungewollt komische Situation und sagte, ihr zärtlich in die Augen blickend: „Liebe Ingeborg, daß Sie mir gerade heute mit einem Fragezeichen entgegentreten, nachdem Sie an dem aufgebauten Geburtstagstisch erkennen mußten, daß nichts mehr zu fragen übrig bleibt, finde ich etwas merkwürdig. Meine Antwort ist Ihnen ja längst bekannt, und das Fragezeichen war nicht an mich, sondern – an Sie gerichtet. Zu dem Glück- und Segensspruch, den ich jetzt herzusagen habe, möchte ich nur noch hinzufügen, daß es mein innigstes Begehren ist, diesen Tag bis an unser Lebensende gemeinsam zu feiern. Ich betrachte es als ein glückliches Omen, daß Sie mir mein Fragezeichen wieder zurückgeben und damit zum Ausdruck bringen wollen, daß mein Wunsch auch der Ihre ist!“

Wolfram nahm das Blättchen, das sie ohne Zögern hergab, aus ihrer Hand, legte stürmisch seine Arme um ihre Taille und küßte ihre Lippen wild und leidenschaftlich. – – –

Inge zitterte am ganzen Körper, als sie ihre Arme um seinen Hals schlang und im weinerlichen Tone hauchte: „Wenn du wüßtest, was ich um dich gelitten!“

Nachdem die Herzen der Liebenden nun endlich verschmolzen waren und so ein gegenseitiges Gelöbnis – wenn auch nur im geheimen – stattgefunden hatte, sprachen sie sich in den kurzen Zwischenräumen, die dem immer wiederholten Geständnis von Liebe und Seligkeit folgten, über die nähere Zukunft und den Zeitpunkt der Heirat aus und erweckten sich selbst auf diese Weise unbeabsichtigt aus den süßesten Träumen zur grausamen Wirklichkeit. – – –

Die unsichtbare, aber immer gegenwärtige, im Freudenrausch nicht beachtete Gestalt – Verhängnis und Hindernis zugleich – trat wieder zwischen sie. – – –

Inge erwiderte auf Wolframs Frage, wann sie den Lebensbund vor aller Welt zu bejahen beabsichtige, etwas befangen und zögernd: „Liebster, ich bin mit deiner Liebe und meinem Glück so selig, daß ich mich gedulden kann, bis die Zeitverhältnisse uns günstiger sind!“

Wolfram zog das Mädchen lachend an sich und rief in fröhlichster Laune aus: „Herzensschatz, für uns gibt es keine ungünstigen Umstände, ich bin wirtschaftlich unabhängig, das Geschäft läßt sich vorzüglich an,

wir heiraten in drei Monaten, lassen deine Mutter nachkommen und bauen uns hier ein Nest!“

Das Mädchen wurde ernst und schweigsam. Wolfram begriff den Umschwung in der Stimmung nicht und bat kosend um eine freimütige Erklärung. Nach einer kleinen Verlegenheitspause sagte Inge teils vorwurfsvoll, teils schmollend: „Liebster, du hast vergessen, was uns seither im Wege stand ...!“

Wolfram blickte sie fragend an.

Inge senkte die Augen zu Boden und sagte leise: „Dein Vater!“

Der junge Mann lachte hell auf. „Jetzt, wo du mein bist“, rief er lebhaft, „wo du dich mir mit Herz und Hand angelobt hast, fallen alle Rücksichten von selbst fort, wir stellen Papa einfach vor eine vollendete Tatsache und ...“

„Aber Liebling“, unterbrach Inge nervös und hielt ihm mit der einen Hand den Mund zu, „wie kannst du nur so etwas sprechen?! Ich sollte ohne den Segen deines Vaters vor den Altar treten und seinen Fluch auf mich laden?! Müßte ich mir nicht vorkommen, wie eine erbärmliche Kreatur, die einen Wohltäter bestiehlt?! Könntest du mich selbst noch achten, wenn ich deinem von mir hochgeschätzten Vater eine solche niederträchtige Kränkung antäte?! Nein, Liebster, das kannst du im Ernst von mir nicht verlangen, so viel Achtung bist du mir und dir selbst schuldig. Es wird sicher die Zeit kommen, wo einer von uns Gelegenheit haben wird, ihm schonend mitzuteilen, daß wir uns für immer gefunden haben, aber bis dahin müssen wir uns gedulden!“

Wolfram runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. „Hm“, stöhnte er, „das ist eine bittere Pille, die du mir zu schlucken gibst. Deinen Standpunkt begreife und schätze ich, aber ich sehe keinen Weg, wie ich ihn – schonend von unserer Verlobung in Kenntnis setzen soll. Und wenn ich dich richtig verstanden habe, legst du auf das Wörtchen schonend einen ganz besonderen Wert!“

Inge nickte bejahend.

„Nun gut“, beschloß der junge Mann etwas kleinlaut die unerquickliche Unterhaltung, „ich werde sehen, was sich tun läßt, vielleicht könnte ich mich auch eines Verwandten als geschickten Vermittler bedienen!“

* * *

Das verlobte Paar feierte nach Geschäftsschluß Geburtstag und Verlobung durch einen Theaterbesuch mit anschließendem Souper. Zu einer so recht festlichen Stimmung aber kam es nicht, wenn Wolfram auch ersichtlich bestrebt war, die Rolle des glücklichen Bräutigams zu spielen. — — —

Denn wie ein Schatten huschte es über den Frohsinn und dämpfte die jubelnden Herzen bis zur Wehmut. — Der Schatten einer unsichtbaren Gestalt — Mahnung und Verhängnis.

* * *

Der Mann, durch dessen tiefe, aber unerwiderte Neigung zu seiner Privatsekretärin, ohne es zu ahnen, auf den einzigen Sprößling und dessen Auserkorene noch von ferne ein so spukhafter, verdüsternder Einfluß ausgeübt wurde, der Konsul Erich Markgraf, hatte sich im Laufe der Monate bereits an den Gedanken gewöhnt, auf die Hand des Fräulein Ingeborg Berger verzichten zu müssen. Zu dieser allmählichen Abkühlung hatte nicht nur die Entfernung des geliebten Mädchens aus seinem Gesichtskreis beigetragen, sondern mehr noch die mit der Gründung eines neuen Unternehmens erforderliche Steigerung der Arbeitskräfte und die im Geschäftsleben nie zu vermeidende Anspannung der Nerven. Durch die Abwesenheit des Sohnes fiel auch die Betriebsleitung wieder unbeschränkt dem Vater zu, da die Prokuristen, die bisher besonderen Abteilungen vorstanden, geraume Zeit brauchten, um sich als Stellvertreter des Chefs einzuarbeiten.

Die Niederlassung in Frankfurt a. Main nahm einen sehr schnellen Aufschwung, was den Konsul nicht nur aus geschäftlichem Ehrgeiz befriedigte, sondern ebenso aus Vaterstolz. Er freute sich über die Tüchtigkeit des Sohnes und war beruhigt, in ihm den würdigen Nachfolger in seinem Lebenswerk gefunden zu haben.

Alle aus Frankfurt a. M. eingehenden Briefe erledigte der Chef selbst. Diese Korrespondenz mußte ihm in einem besonderen Korbe überreicht werden und er gab jedesmal sofort nach seiner Ankunft im Büro der neuen Privatsekretärin die nötigen Anweisungen.

Diese rein sachliche und geschäftliche Korrespondenz der Niederlassung war in üblicher Weise mit der Schreibmaschine sauber geschrieben und zeigte bisher nie irgendwelche handschriftliche Veränderung. Eines Morgens aber fiel ihm ein Brief auf, dem eine Zeile, die die Stenotypistin auf der Maschine zu schreiben vergessen hatte, handschriftlich zugefügt war.

Der Konsul sah sich die Schriftzüge mit steigender Verwunderung an, legte den Brief beiseite und gab seiner Sekretärin die Anweisungen für den Tag.

Als das Fräulein das Zimmer verlassen hatte, nahm er diesen merkwürdigen Brief noch einmal vor die Augen, starrte auf die Schriftzüge, schüttelte den Kopf und schlug mit der Hand erregt auf den Schreibtisch. Dann klingelte er nach der Registratur und ließ sich eine bestimmte Sammelmappe bringen. Der Konsul prüfte die Schriftzüge des Briefes mit einigen Blättern in der Sammelmappe, warf diese wütend auf den Tisch und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sein Verdacht war ohne jeglichen Zweifel. Der handschriftliche Satz konnte nur von Ingeborg Berger geschrieben worden sein. Die Schriftzüge seiner früheren Privatsekretärin hatten sich in dem Gedächtnis des Chefs so eingepägt, weil Inge eine wunderbar klare, lithographisch schöne und immer gleichmäßige Handschrift hatte.

Was den Konsul in solche Erregung versetzte, war der Umstand, daß er nicht den geringsten Zusammenhang mit Inges Handschrift und Frankfurt a. M. kombinieren konnte. Er glaubte, seine frühere Privatsekretärin hätte den ihr außer dem Gehalt überwiesenen nicht unerheblichen Geldbetrag dazu verwendet, die angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, um nach der Genesung wieder in Berlin eine geeignete Tätigkeit zu übernehmen. Daß das Mädchen Berlin verlassen könnte, kam ihm nicht in den Sinn, denn seiner Ansicht nach lag hierzu nicht die geringste Veranlassung vor.

Gewohnt, sich auf lange und fruchtlose Kombinationen nicht einzulassen, sondern allen Dingen bis zur klaren Erkenntnis auf den Grund zu gehen, nahm der Konsul den Fernsprecher vom Tisch, ließ sich mit einem Detektivbüro verbinden und beauftragte diese Firma, unverzüglich festzustellen, ob Fräulein Berger noch bei der Mutter wohne, oder ob sie Berlin verlassen und wohin sie sich gewendet habe.

Die Auskunft traf bereits am nächsten Tage ein. Der Konsul traute seinen Augen kaum, zu lesen, daß seine frühere Privatsekretärin nach Frankfurt a. M. übersiedelt sei.

Ein furchtbarer Verdacht stieg jetzt in ihm auf. Er kombinierte sofort einen Zusammenhang mit seinem Sohne und fürchtete, daß dieser seine frühere Privatsekretärin mit sich genommen habe, um das reizvolle Mädchen für sich zu gewinnen und vielleicht zu verführen. Eine ernste Neigung seines Sohnes kam dem Vater nicht in den Sinn, weil er

überzeugt war, daß sein Sprößling mit den ausgesprochenen Neigungen zum Luxus und zu einem durch echte Kunst verschönten Leben eine eheliche Verbindung nur mit einer sehr wohlhabenden Dame eingehen würde.

Am meisten aber enttäuschte ihn Inge Berger selbst. Sollte er sich so geirrt haben?! Ein Mädchen, mit allen weiblichen Tugenden ausgestattet, verläßt die Mutter, um den Lockungen eines jungen Mannes zu folgen?! Was hätte das Fräulein sonst veranlassen können, mit dem Sohne mitzugehen, als der Drang nach Freiheit, von der Mutter unbeobachtet, ein leichtfertiges Leben zu führen?! An der Stellung allein konnte ihr nicht viel liegen, denn sie hätte ohne Mühe in Berlin täglich einen gut bezahlten und für sie geeigneten Posten bekommen. Also Ingeborg Berger eine wie viele andere, und noch dazu eine ganz verkappte, heuchlerische Person, die sich mit einem Heiligenschein umgibt, um desto sicherer und raffinierter die Männer ins Netz zu locken! Wer hätte das gedacht?! Und welches Glück, den wahren Charakter dieser Person rechtzeitig erkannt zu haben, bevor ...!

Der Konsul spann diesen Gedanken nicht weiter aus. Am liebsten hätte er die Erinnerung aus seinem Gedächtnis radikal beseitigt. Da ihm dies nicht gelang, schämte er sich. — — —

Er schämte sich, weil er jetzt überzeugt war, daß sein Männerstolz sich tief erniedrigt habe, daß seine Würde und Ehre befleckt sei durch eine Neigung zu jener ...

Der Konsul atmete kurz und ächzend und strich sich nervös durch die Haare; sein Gesicht war gerötet und die Hände ballten sich zu Fäusten.

Konnte ich mich selbst vor der gefährlichen Umstrickung nicht bewahren, grollte der Vater zähneknirschend, so ist es doch meine Pflicht, meinen Sohn vor den Künsten dieser Sirene zu retten!

Die bebende Hand berührte einen Klingelknopf.

Der Hausdiener erschien.

„Fahren Sie sofort nach meiner Villa in Dahlem“, befahl der Chef mit einem Unterton der Gereiztheit, „und sagen Sie meiner Hausdame, sie möchte meinen braunen Lederkoffer für eine Reise von etwa acht Tagen packen und Ihnen mitgeben, ich müßte schnellstens zu meinem Sohne nach Frankfurt a. M.“

* * *

Im Schlafwagen des Nachtzuges schlummerte der Konsul friedlich wie jeder Geschäftsreisende. Er hatte aufgehört zu kombinieren und reiste zielbewußt einer entschlossenen Tat entgegen.

* * *

In dem Büro der Niederlassung von Markgraf & Sohn in Frankfurt a. M. wurde fleißig gearbeitet. Es herrschte hier dieselbe Pünktlichkeit wie im Hauptgeschäft am Spittelmarkt.

Wolfram saß schon um neun Uhr an seinem Schreibtisch, ihm gegenüber Inge, die mit gewohntem Eifer ihren Pflichten oblag.

Unangemeldet trat ein Herr in Pelz und Zylinder herein und blieb, ersichtlich überrascht, an der Türe stehen.

Wolfram blickte auf.

„Papa!“ rief er freudig aus, sprang dem Vater entgegen und umarmte ihn.

„Ach ... Herr Konsul!“ sagte Inge halblaut, mehr in tiefster Bestürzung vor sich hin, als an den Besucher gerichtet. Sie erhob sich zögernd und wollte den Seniorchef begrüßen. Dieser aber wehrte ab und sprach mit ziemlich lauter, heftig erregter Stimme: „Ihren Gruß lehne ich ab, Fräulein Berger. Sie wissen, welche Achtung ich Ihnen entgegengebracht habe – leider –, denn ich schäme mich meiner selbst. Sie haben Berlin zweifellos verlassen – sagen wir – weil Sie mit meinem Sohne bestimmte Zwecke verfolgten. Ich habe Sie verkannt und bin bitter enttäuscht. Sie haben es verstanden, sich drei Jahre – sagen wir – in einen Tugendmantel zu hüllen und Ihr wahres Gesicht zu verbergen. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen die Maske herunterzureißen und meinem Sohne zu zeigen, was ...!“

Wolfram fiel seinem Vater in den Arm und bat flehentlichst, mit diesem Unsinn aufzuhören. Es liege eine ganz falsche, geradezu phantastische Kombination vor, eine krankhafte Erregung ohne jeglichen Grund. Der Konsul stieß den Sohn zurück, er achtete auch nicht auf Inge, die zitternd und herzzerreißend schluchzend dastand und die Hände vor das Gesicht preßte, sondern fuhr in gesteigerter Wut fort: „Jawohl, meinem Sohne will ich zeigen, daß Sie ihn – sagen wir – in Ihre Netze locken wollen, weil er Ihnen unerfahren genug erscheint, sich von einer Sirene betören zu lassen. Ich habe noch Macht genug, dies zu verhindern, und ich werde gegen Ihre Lockungen so lange ankämpfen, bis ich Sie unschädlich gemacht habe!“

Die letzten Sätze waren nur noch undeutlich zu vernehmen, weil Wolfram in furchtbarster Erregung und fast von Sinnen dazwischen geschrien hatte. Als der Vater mit seiner Strafpredigt zu Ende war und keuchend nach Atem rang, stürmte der Sohn auf den Vater ein und brüllte wie ein verwundeter Stier. Seine Worte waren heiser und kreischend, sein Gesicht verzerrt, und die Augen traten ihm aus den Höhlen, als er schäumend vor Wut, die Hände zusammengekrallt und heftig gestikulierend rief:

„Entsetzlich, du hast deinen Verstand verloren, Papa! Was du sagtest, ist glatter Wahnsinn, Ausgeburt eines tollen Gehirns! Ich dulde nicht, daß du Fräulein Berger, dieses reine und engelsgleiche Geschöpf, mit Schmutz bewirfst! Ich dulde es nie und nimmer, daß du ihre Tugend in den Staub der Gemeinheit zerrst! Deine wahnwitzigen Beschimpfungen erreichen diese himmlische Seele nie; der Geifer, den du ausspeist, fällt auf dich zurück, er verpestet nicht nur deine, sondern auch meine Ehre. Ingeborg steht unter meinem Schutze, hier in meinem Hause. Ich werde sie verteidigen und beschirmen mit aller Kraft und allem Mut, wenn ich selbst dabei in Stücke gehen sollte! Bringe mich nicht in Raserei, und zwinge mich nicht, meine Kindespflicht gegen dich zu verletzen! Dein Ziel ist in Nebel gehüllt, dein Verstand ist verworren, du bist ein bejammernswertes Opfer deiner – deiner – Eifersucht!“

Wolfram fiel erschöpft auf einen Stuhl nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Der Konsul reckte sich in die Höhe und lachte grell auf. Drohend hielt er dem Sohne die geballte Faust entgegen und rief, am ganzen Leibe bebend vor Wut:

„Aha, also so steht es um euch! – Eifersucht – haha – Eifersucht – – der reine Hohn! – Ich komme zu spät – du bist umgarnt – in ihren Netzen verstrickt! – Wolfram, Wolfram – du bist verloren!“ – – –

Die Türe fiel krachend ins Schloß.

* * *

VI.

Der kurze Besuch des Seniorchefs hatte die Wirkung eines Orkans, der alles zerzaust und sich dann ebenso schnell verflüchtigt, wie er plötzlich erschienen war.

Wolfram saß bleich und schweigsam an seinem Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin. Seinen Körper durchzitterten noch die letzten Erregungswellen seines Wutausbruchs, und die Vernunft schien noch nicht soweit zurückgekehrt, daß er die Folgen des stürmischen Auftritts mit seinem Vater übersehen konnte.

Inge war völlig gebrochen, sie schluchzte unaufhörlich vor sich hin, denn sie hatte sich wenigstens so viel kühle Überlegung bewahrt, daß sie sofort erkannte, der Bruch zwischen Vater und Sohn habe eine Heirat in weite Ferne gerückt oder vielleicht gar unmöglich gemacht. — — —

Niemand fand ein befreiendes Wort aus der drückenden Schwüle der Verzweiflungsstimmung. Durch die Stille des Raums hallte nur das hastige Atmen Wolframs und das Wimmern des Mädchens. — — —

Nach einer halben Stunde etwa trocknete Inge sich die Tränen und blickte wehmütig zu Wolfram hinüber. „Was sagst du nun?!“ fragte sie leise. Der junge Mann zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Jetzt ist alles aus, Liebster!“ begann sie von neuem zu schluchzen.

Wolfram hob den Kopf in die Höhe und sah sie fragend an. „Nichts ist aus“, sagte er heiser und gedehnt, „erst recht nicht, – das lasse ich auf dir nicht sitzen, – ’s ist ein Glück dabei, – wir brauchen jetzt keine Rücksicht auf ihn zu nehmen ... Am liebsten möchte ich morgen mit dir zum Standesamt gehen. Jetzt erst recht. Wenn’s mein Vater nicht wäre, würde ich wissen, was ich täte!“

Inge trocknete sich die Tränen und sprach mit Nachdruck und Wärme: „Sieh, Wolfram, aus dir redet noch die Wut des gekränkten männlichen Stolzes. Mein Gewissen ist rein und meine Ehre unbefleckt. Mit deinem Vater habe ich das tiefste Mitleid, denn er ist verblendet, und wer weiß von welcher Seite irregeführt. Aber für dich muß der Bruch mit ihm zum Verhängnis werden, das fühle und ahne ich. Und zugleich bedrückt es mich schwer und treibt mich zur Verzweiflung, daß ich die Ursache deines Unglücks bin, daß ich dich ins Verderben reiße, wo ich doch

nichts anderes wollte, als dich glücklich machen. Erkennst du denn nicht, Wolfram, daß das Schicksal mich zwingt, aus Liebe zu dir ein Opfer zu bringen, daß ich allein dich nur retten kann?!“ Das Mädchen verfiel wieder in Schluchzen.

Wolfram hatte gespannt zugehört, jetzt runzelte er die Stirn und wettete: „Ich begreife beim besten Willen nicht, worauf du hinaus willst, Liebling! Was du von Unglück und Verderben sprichst, ist Unsinn. Nimm mir das nicht übel, du verstehst nichts von der Rechtslage. Wir sind eine eingetragene Handelsfirma, und deshalb kann mein Vater im schlimmsten Falle eine Trennung der Geschäftsanteile verlangen. Nun gut, dann bleibt mir immer noch todsicher die Hälfte, also das, was ich heute schon besitze. Also zerbrich dir nicht den Kopf darüber. Noch ist Polen nicht verloren, mein alter Herr wird eines Tages anderen Sinnes werden, darauf kannst du dich verlassen!“

Inge trocknete sich wieder die Tränen und erwiderte lebhafter:

„Du verstehst mich ganz falsch, Liebster, ich denke doch nicht an materielle Dinge oder gar an den Verlust deiner Existenz?! Und wenn du ohne Geld wärst, würde ich lächelnd mit dir hungern! Nein, Herzensschatz, was dir viel drohender und schrecklicher als jedes materielle Unglück bevorsteht, das ist der Verlust deines Vaters, ein unersetzlicher Verlust, das tragischste Schicksal, dem du verfallen kannst! Und ich die Schuldige, ich allein, nur weil die Welt mich für zu schwach hält, meiner Liebe zu entsagen. Ist es denn nicht reinere und größere Liebe, sich dem Glück des Geliebten zum Opfer zu bringen, und selbst auf alle – alle Seligkeit zu verzichten. So nimm mein Opfer hin, versöhne dich mit deinem Vater und – gib mich frei!“ Das Mädchen versuchte sich zu beherrschen, aber es gelang ihr nicht, die Tränen stürzten ihr wie ein Wasserfall aus den Augen, und sie begann wieder herzerreißend zu schluchzen.

Wolfram stöhnte auf. Seine Lippen zitterten leise: „Ein Opfer – ja – er soll es haben – kein Liebesopfer – ein Todesopfer soll es sein – ohne Inge die Welt – ein Höllenpfehl, der Abschied – ein Vergnügen! – –“

Fast geräuschlos öffnete er die Schublade seines Schreibtischs, holt einen Browning hervor, führt das Patronenmagazin ein, – knack – zieht die erste Patrone in den Lauf, – knack – und setzt die Waffe an die Stirn. Durch das zweimalige Geräusch aus ihrem Jammer erweckt, blickt Inge auf, erkennt sofort die Situation und fällt Wolfram mit einem lauten Aufschrei: „Oh, Gott, was tust du, Unglückseliger!“ in den Arm.

Der junge Mann läßt die Waffe fallen und bringt ächzend hervor:
„Ohne dich, Inge, – ohne dich kann ich nicht leben –!“

„Und ich nicht ohne dich!“ schluchzt Inge und sinkt an seine Brust.

* * *

Als die Liebenden nach diesen erschütternden Seelenschmerzen wieder zur Vernunft zurückgekehrt waren und beschlossen hatten, den Kampf mit den Stürmen des Lebens gemeinsam aufzunehmen, machte Inge den Vorschlag, Frankfurt a. M. zu verlassen und wieder nach Berlin zu übersiedeln. Sie wies darauf hin, daß ihre Ehre auf dem Spiele stände, daß es dringend notwendig wäre, den Vater zu versöhnen, und daß dies am ehesten ermöglicht werden könnte, wenn der Vater zu der Überzeugung käme, daß seine Voraussetzungen irrig waren. Hierzu sei aber eine räumliche Trennung die erste Vorbedingung. Es fiel ihr selbst am schwersten, dem Liebsten fern zu sein, aber sie vertraue auf Gott und hoffe sehnsüchtigst auf ein baldiges Ende der Wirrungen.

Wolfram war zunächst immer noch entgegengesetzter Ansicht, sein Stolz lehnte sich gegen jeden Kompromiß auf. Bei reiflicher Überlegung aber konnte er sich den logischen Folgerungen seiner Verlobten nicht verschließen, und da er wußte, daß Inge ohne den Segen seines Vaters nie seine ihm ehelich angetraute Frau werden würde, willigte er, obwohl mit schwerem Herzen, in Inges Heimkehr ein. — — —

Der Abschied glich einem Trauerbegängnis. Inge weinte den ganzen Tag und Wolfram ging bleich und schweigend umher. In lichterem Augenblicken versicherten sie sich immer wieder gegenseitiger Liebe und Treue. Erst am Bahnhof zeigte sich Inge etwas gefaßter, sie ermahnte ihren Verlobten sogar, sich zu keiner unüberlegten Handlung hinreißen zu lassen und stets nur an ihr gemeinsames Glück zu denken. Wolfram versprach alles. Er gab ihr noch ein besonderes Paket mit Delikatessen und Süßigkeiten in den Wagen, und der Zug fuhr aus der Halle.

* * *

Frau Berger war der Aufenthalt auf dem Lande vorzüglich bekommen, sie kehrte gekräftigt und verjüngt nach Berlin zurück, aber die Trennung von ihrem Töchterchen hatte sie sehr schwer ertragen. Zwar machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß ihr Liebling doch in absehbarer Zeit das Elternhaus zu verlassen und einem Manne zu folgen habe, aber gerade deshalb wollte sie die Nähe ihres Töchterchens noch so lange auskosten, als es ihr irgend möglich war.

Und nun kam die überraschende Nachricht, daß Inge morgen abend in Berlin eintreffen werde, die Mutter möge sie aber nicht vom Bahnhof abholen, da sie mit einer Droschke gradenwegs nach Hause fahren werde.

Frau Berger freute sich wie ein Kind und traf allerlei Veranstaltungen zu einem festlichen Empfang. Sie backte Kuchen, besorgte Braten und Delikatessen, putzte alles blitzblank und tat überhaupt das, was rührende Mütter bei der Heimkehr ihrer Kinder seit Jahrtausenden zu tun pflegen.

Während dieser Vorbereitungen kam Fritz Anuschat, wie öfter seit Inges Abreise, diesmal etwas störend, zum Besuch. Frau Berger hatte wenig Zeit zur Unterhaltung, der junge Mann hielt sich deshalb auch nicht lange auf. Er bekam jedenfalls zur Kenntnis, daß Inge morgen abend in Berlin eintreffen würde, und diese Gewißheit erfreute ihn mehr als die lebenswürdigste Unterhaltung.

Mit Fritz Anuschat hatte sich Inge gründlich verrechnet, das erkannte die Mutter aus seinen vielfachen Äußerungen. Da halfen keine Einwendungen, er pochte auf sein gutes Recht; für ihn war das Wort des verstorbenen Vaters bindend, also mußte es auch für Inge sein. Von dieser eigenen Logik ließ er sich nicht abbringen, und die Abwesenheit des Mädchens hatte nur bewirkt, daß er sich in sein vermeintliches Recht immer mehr verrannte, seine fixe Idee noch mehr vertiefte und sich in die Märtyrerrolle eines Menschen hineinlebte, dem bitteres Unrecht zugefügt werde.

Jetzt war der ersehnte Moment gekommen, wo er sich mit Inge unter vier Augen aussprechen wollte.

* * *

Seit Mittag stand Anuschat an der Sperre des Bahnsteigs, um den richtigen Zug nicht zu verpassen. Er stand bis zum Abend wie festgewurzelt und litt Hunger und Durst, aber er wich nicht vom Platze.

Endlich fuhr der Zug ein. Inge, elegant gekleidet, geht durch die Sperre. Anuschat erkennt sie kaum. Eine Weile geht er hinter ihr her, erkennt sie an einer Bewegung, springt auf sie zu und ergreift ihren Koffer. Inge wendet sich bestürzt um und sieht sich mit Schrecken dem Fritz Anuschat gegenüber, dessen Existenz ihr völlig aus dem Gedächtnis entschwunden war. Zuerst kam ihr der Gedanke, die Mutter hätte den jungen Mann aus Besorgnis um sie zum Bahnhof geschickt, ohne in ihrer mütterlichen Zärtlichkeit die unangenehme Kehrseite einer solchen Begegnung zu erwägen; aber Inge wurde anderen Sinnes, als sie

an der Kleidung ihres Begleiters erkannte, daß er sich für den Empfang nicht vorbereitet habe, sondern gleich von der Arbeit weggegangen sei.

Dem Anuschat fiel es auf, daß Inge ihn musterte, und er sagte daher etwas gekränkt: „So fein wie du, Inge, bin ich allerdings nicht angezogen, du brauchst dich aber meiner nicht zu schämen. Du lebst ja auch nur von der Arbeit!“

Das Mädchen antwortete nichts.

Als beide in der Droschke saßen, machte Inge eine Bewegung, die andeutete, ihr Begleiter möge gegenüber Platz nehmen.

Anuschat folgte zwar der Aufforderung, aber seine Stirn legte sich in Falten, und mürrisch begann er: „Du, höre mal, ich verstehe überhaupt nicht, wie du mich behandelst, denn du weißt ja, daß ...!“

Inge ließ ihn nicht ausreden, schaute interessiert auf die Straße hinaus und sagte spitz und kalt: „›Sie‹ bitte, nicht ›du‹!“

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich noch mehr. Diese harte Zurechtweisung empfand er wie einen Peitschenhieb. Aber er nahm sich zusammen, um nicht aufzubrausen, wie das sonst seine Art war. Etwas gedehnt und jedes Wort reiflich abwägend, unter möglichster Vermeidung des „du“ und des „Sie“, erwiderte er: „Es wird doch nun endlich Zeit, daß wir uns einmal aussprechen, das Versteckspiel hat doch keinen Zweck. Der selige Papa hat uns verlobt, es war sein letzter Wille, den ich heilig halte, und den wir beide heilig halten müssen. Der Tote verlangt sein Recht, aber der Lebende auch, und der Lebende bin ich. Wir sind verlobt, damit wir uns heiraten, also folglich müssen wir uns verständigen, wann die Hochzeit vor sich gehen soll. Ich bin jederzeit bereit, habe mein Auskommen und kann eine Frau ernähren. Schöne Kleider soll sie auch haben. Kommt mir gar nicht darauf an. Und Liebe ist genug da, wenigstens auf meiner Seite. Die Gegenliebe wird sich schon finden. Das kommt erst in der Ehe, hat Mama auch gesagt. Ich bin fleißig, gesund und kräftig, da kann es an nichts fehlen. Das hat Mama auch gesagt. Überdies sind wir verwandt und wollen uns vertragen und eine gute Ehe abgeben, damit die Leute nichts zu reden haben. Wann also wollen wir heiraten?!“

Inge hatte nur mit halbem Ohre zugehört, ihre Gedanken schweiften nach Frankfurt a. M. – Jetzt, als Anuschat seine Ansprache beendet hatte, lehnte sie sich an die Rückwand des Wagens, nestelte an den Handschuhknöpfen und sprach mit überlegenem Lächeln:

„Was Sie mir soeben erzählt haben, Herr Anuschat, ist mir schon durch meine Mutter bekannt geworden. Im übrigen möchte ich vorweg gleich bemerken, daß meine Mutter von dem letzten Willen ihres Mannes in bezug auf meine Verlobung mit Ihnen absolut nichts weiß. Und ich, die wichtigste Person bei der Sache, weiß auch nichts davon. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß jeder Vater, wenn er seine Tochter verloben will, zunächst mit seinem Kinde und der Mutter spricht. Nach Ihrer Mitteilung klingt es beinahe so, als ob mein Vater mich Ihnen heimlich verkauft hat. Dazu hatte er kein Recht. Und das hat er auch nicht getan. Und wenn Sie es tausendmal versichern und beschwören, so erkläre ich Ihnen, daß ich es nicht glaube. Aber selbst, wenn Sie mir einen Vertrag meines Vaters mit seiner Unterschrift brächten, würde ich, ohne das Andenken meines lieben Vaters zu verletzen, mit ›nein‹ antworten, aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht befragt worden bin. Die Vorbedingung zur Ehe ist eine gewisse geistige Gemeinschaft, die bei uns beiden nicht besteht. Sie werden daraus den Schluß ziehen müssen, daß eine Heirat zwischen uns nicht in Frage kommt. Sie werden zweifellos mit einem anderen Mädchen glücklich werden, schlagen Sie sich daher Ihre fixe Idee, in die Sie sich selbst hineingeredet haben, aus dem Kopfe. Im übrigen will ich Ihnen nicht vorenthalten, daß ich bereits heimlich verlobt bin, und zwar mit dem Sohne meines früheren Chefs. – Sie haben meinem Vater manchen Dienst erwiesen, und sind meiner Mutter auch vielfach behilflich gewesen, dafür will ich Sie gern entschädigen und Ihnen einen angenehmen Posten im Hause meines Mannes verschaffen, sobald ich verheiratet bin.“

Die Droschke bog in die Danziger Straße ein, Inge atmete auf, bald war sie zu Hause, und die peinliche Auseinandersetzung hatte ein Ende.

Anuschat sprach kein Wort mehr, er brütete vor sich hin und murmelte ab und zu unwirsch etwas Unverständliches zwischen den Zähnen.

Ebenso schweigsam trug er den Koffer in die Wohnung, nahm aber an dem freudigen Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter keinen Anteil, erwiderte nichts auf Inges Dank, begrüßte die Mutter eisigkalt und warf die Türe krachend ins Schloß.

Mutter und Tochter blickten sich fragend an.

* * *

Fritz Anuschat sah an diesem Abend alle seine Pläne und Hoffnungen vernichtet. Er liebte Inge von Jugend an mit der Schwärmerei des

Knaben zuerst, dann mit dem mächtigeren Triebe des Mannes. Ihr Besitz schien ihm selbstverständlich, weil er weder durch Erziehung noch Erfahrung gewohnt war, seinem Willen zu entsagen und irgendeinen Vorsatz aufzugeben. So entstand aus der Liebe zu Inge der feste Glaube, sie als sein Weib heimzuführen; und es ist wahrscheinlich, daß er unter dem Banne dieser Vision sich eingeredet habe, der Vater hätte ihm die Hand seiner Tochter versprochen. Andererseits ist es nicht ausgeschlossen, daß der todkranke Vater in bezug auf seine Tochter vielleicht eine Bemerkung fallen ließ, die Anuschat aufgriff und mit seinen Wünschen vermengend zu einem Verlobungsversprechen formte. Zweifellos war jedenfalls, daß der junge Mann, von seinem guten Recht felsenfest überzeugt, sich in seiner Eitelkeit tief verletzt fühlte. Und damit war die schwächste Seite seines Charakters getroffen.

Fritz Anuschat war ein junger Mensch von ernster, etwas melancholischer Art, fleißig, energisch und selbstbewußt, aber von maßloser Eitelkeit, glühendem Temperament trotz äußerer Ruhe und bis zum Wahnsinn eifersüchtig und der Rache ergeben.

Als er heute abend sein Zimmer betrat, brach er völlig zusammen. Er weinte wie ein Kind, zerkratzte mit den Händen die Tischdecke, stampfte mit den Füßen, riß sich die Kleider vom Leibe und gebärdete sich wie ein Tobsüchtiger. Er machte die ganze Nacht kein Auge zu und schmiedete Rachepläne, denn seine Liebe zu Inge hatte sich in unbändigsten Haß verwandelt.

Am nächsten Morgen ging er nicht in die Fabrik, wo er als Werkmeister der Schreibmaschinenabteilung angestellt war, sondern irrte ruhelos im Grunewald umher. Zum ersten Male in seinem Leben griff er auch zum Alkohol, so daß er völlig berauscht nach Hause kam und sich angezogen aufs Bett warf. — — —

Der sonst so strebsame junge Mann hatte jeden moralischen Halt verloren. Die fixe Idee seiner Liebe hatte sich in gleichem Maße zu einer fixen Idee der Rache gestaltet, und ebenso wie seine vermeintliche tiefe Neigung zu dem Objekt seiner Liebe blind, ohne Überlegung und rücksichtslos war, nur seiner Eitelkeit dienend, trug auch der Haß zu dem Objekt seiner Rache ganz genau dieselben Merkmale. In dieser Hemmungslosigkeit lag etwas Knabenhaftes, aber deshalb nicht minder Gefährliches.

* * *

Frau Berger überschüttete ihr Töchterchen mit Zärtlichkeiten, und Inge war ebenso glücklich, ihr Mamachen so frisch und gesund wiederzusehen. — — —

Der frostige und rauhe Abschied des sonst so bescheidenen Anuschat hatte natürlich sehr bald das Gespräch auf ihn gebracht, schon weil Inge gern gewußt hätte, ob die Mutter ihn zum Bahnhof schickte, oder ob er aus eigenem Antrieb gekommen war.

Frau Berger erzählte, daß sie selbst im höchsten Grade überrascht gewesen sei, als sie Inge in Begleitung des Anuschat eintreten sah. Sie habe sich nichts dabei gedacht, ihm zu sagen, daß ihr Töchterchen aus Frankfurt a. M. komme, denn er habe die Heimkehr Inges ja schon aus den Vorbereitungen zum Empfange erkennen müssen.

Inge bekundete auch schließlich ihre Zufriedenheit, endlich mit dem aufdringlichen Fritz ein für allemal abgerechnet zu haben. Und sein wüster Fortgang galt als Beweis dafür, daß er die Zurechtweisung begriffen und sich zukünftig danach richten würde.

Ganz derselben Ansicht war Frau Berger freilich nicht. Sie kannte den besonderen Charakter des jungen Mannes, der, eigentlich ohne Erziehung aufgewachsen, nur seinen eigenen Willen als Richtschnur seines Tuns zu nehmen gewohnt war, und deshalb vermochte sie sich nicht vorzustellen, daß ein solcher Mensch durch eine viertelstündige Rede anderer Gesinnung werden könnte.

„Daß deine Aussprache mit Fritz insofern einen gewissen Erfolg gehabt hat, liebes Ingechen“, wandte die Mutter ein, „als er nun weiß, woran er mit dir ist, will ich gern zugeben. Aber ich sage dir, der Junge hat einen harten Schädel, er gönnt dich keinem anderen. Ebenso wie du dich geirrt hast, als du nach Frankfurt reitest und so fest überzeugt warst, daß er dich vergessen werde, ebenso verkennst du jetzt die Folgen deiner Absage!“

„Du meinst, er könnte sich rächen, Mamachen?!“ fragte Inge nachdenklich.

„Das will ich nicht so ohne weiteres sagen, denn ich kann mir nicht vorstellen, was er jetzt tun wird“, erwiderte Frau Berger, „aber das eine weiß ich, dem Fritz ist alles zuzutrauen!“

„Er gönnt mich keinem anderen, denkst du, Mutti, aber wenn er schon wüßte, wer der andere ist?!“ warf das Töchterchen ein.

„Nun, es scheint mir dann sicher“, meinte Frau Berger trocken, „daß sich seine Wut nicht nur gegen dich, sondern auch gegen den anderen richten würde!“

Inge rückte auf ihrem Stuhle unruhig hin und her. Sie war plötzlich, ganz im Gegensatz zu ihrer bisherigen übermütigen Laune, sehr nervös und nachdenklich geworden und platzte mit der Bemerkung heraus: „Da habe ich eine Dummheit begangen!“

Die Mutter horchte auf und blickte ihr Töchterchen forschend an. Aber ehe sie noch zu einer Frage gekommen war, verwandelte Inge das Selbstgespräch in ein offenes Geständnis an die Mutter und sagte: „Ich habe wirklich eine Dummheit begangen, indem ich ihm den anderen nannte!“

Frau Bergers Gesicht nahm eine etwas längliche Form an, und sie mußte wohl nicht sehr klug ausgesehen haben, als sie ihrem Töchterchen entgegenhielt, daß von einem „anderen“ doch noch keine Rede sei, denn Inge lachte hell auf. Dann aber beichtete sie die Ereignisse der letzten Monate bis zu ihrer heimlichen Verlobung.

Inzwischen war Frau Bergers Gesicht wirklich ganz lang geworden. Sie schlug die Hände zusammen und kam aus der Verwunderung nicht mehr heraus, aber Freude oder Befriedigung lag nicht in den Worten, die sie jetzt an ihre Tochter richtete: „Liebes Kind, deine Erzählung klingt wie ein Zeitungsroman, und wenn ich solche Geschichte mal gelesen habe, dann fragte ich mich nach den ersten Kapiteln: kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht? Dieselbe Frage drängte sich mir auch auf, als du mir von den Markgrafs erzähltest. Für mich waren es nur die ersten Kapitel, und da beunruhigt mich natürlich die Frage, ob sie sich kriegen, ganz besonders, weil es sich hier um meine einzige Tochter handelt. Du bist sonst immer ein so vernünftiges Mädchen gewesen, Ingechen, aber diesmal, scheint es mir, ist dein Verstand in die Strümpfe gerutscht. Wenn du mir damals nur einen Ton gesagt hättest, dann hätte ich dir geraten, den älteren Herrn zu heiraten, da wärst du versorgt gewesen. Aber mit der Jugend und der heißen Liebe habe ich nichts im Sinn. Die Flamme brennt hell auf, dann flackert sie, und dann geht sie aus. So ist es mit eurer sogenannten Leidenschaft. Was sind wir doch für vernünftige Leute gewesen, Papa und ich. Wir haben uns angesehen, ja gesagt, und dann war's gut. Von Liebesgeständnissen und allerhand solchem Unsinn haben wir Gott sei Dank beide nichts gewußt. Wenn die Geschichte mit dem jungen Herrn Markgraf ein gutes Ende nimmt, wo sein Vater doch so eifersüchtig auf ihn ist, dann kannst du dir gratulieren,

aber bis dahin werde ich mir noch manche Sorge um dich machen, das kannst du mir glauben. Und was den Fritz anbetrifft, bin ich jetzt überzeugt, daß er sich an den jungen Markgraf heranmachen wird als seinen Nebenbuhler. Vielleicht in heimtückischer Weise. Wer kann wissen, wie alles noch endet!“

Frau Berger wurde etwas melancholisch. Inge bekam aber ihre gute Laune wieder, als sie ihr Herz ausgeschüttet und der geliebten Mama alles anvertraut hatte.

„Du siehst immer schwarz, Muttichen“, lachte die Tochter, und es klang wie ein leiser Vorwurf, „daran bin ich gewöhnt. Es ist ja auch das Vorrecht der Älteren, pessimistisch zu sein. Die Jugend verläßt sich auf die Tiefe ihrer Empfindung, das Alter auf die Tiefe des Verstandes. Beides ist richtig, jedes nach seiner Art und zu seiner Zeit. Ich blicke vertrauensvoll in die Zukunft, denn ich kenne meinen Wolfram wie mich selbst. Eine Seelengemeinschaft verbindet uns, unsere Liebe ist zu einem einzigen Herzensschlag verschmolzen, und da gibt es keine Macht auf der Welt, die uns auseinanderreißen kann. Mit Wolfram soll Anuschat nur anfangen, – der wird mit ihm fertig werden. Und was mich anbetrifft, – bah – glaube ich kaum, daß er ein schwaches Mädchen angreift, er hat ja immer den Kavalier spielen wollen!“

„Deine Worte in Gottes Ohren, mein Kind“, sagte Frau Berger leise, „an meinem Segen soll es dir nicht fehlen!“

Inge umarmte ihre Mutter und ging zu Bett. – – –

Die phantastischen Träume mit dem Märchenprinzen kehrten nicht wieder, dafür aber beschäftigte sich ihr Geist mit dem fernen Geliebten, und ein anderes Märchenland tat sich ihr auf, viel schöner und sonniger als je zuvor. – – –

Frau Berger hatte noch lange in der Küche zu tun. Fast geräuschlos legte sie die abgewaschenen Teller beiseite, um ihr Töchterchen nicht im Schlaf zu stören. Aber ab und zu murmelte sie einige Worte vor sich hin: „Wenn das nur gut abgeht, – ein Roman – ein Roman!“

VII.

Die müßigen Tage im Hause der Mutter behagten dem arbeitsfreudigen Mädchen nicht auf die Dauer.

Wenn Inge bei ihren bescheidenen Ansprüchen auch keine größeren Summen verbrauchte, so war sie doch berechnend genug, ihre nicht unerheblichen Ersparnisse unberührt zu lassen.

Die elegante Kleidung, die sie auf Wolframs Verlangen in Frankfurt a. Main tragen mußte, war nicht nach ihrem Geschmack, sie fertigte sich daher nach eigenem Schnitt zwei neue Kostüme und die entsprechende Kopfbedeckung dazu; und nachdem sie alle häuslichen Arbeiten verrichtet und ihre Sachen instand gesetzt hatte, suchte sie sich eine neue Stellung. Eine solche fand sie ohne Mühe wieder in derselben Seitenstraße am Spittelmarkt, einige Häuser von Markgraf & Sohn entfernt. Es war diesmal kein Exporthaus, sondern eine der bedeutendsten Textilfirmen Berlins, aber die Beschäftigung war die gleiche.

Nun führte Inge derselbe Weg in die liebgewordene Gegend zurück. Täglich benutzte sie die Untergrundbahn, und bald war sie für dieselben Fahrgäste die reizvolle typische Erscheinung: das Fräulein vom Spittelmarkt.

Trotzdem war Inge in ihrem Wesen nicht mehr die gleiche. Die Selbstzufriedenheit, das stille Glück und die Unbefangenheit, die einst aus ihren Augen lächelte, wie auch die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit der sie früher ihre Umgebung entzückte, hatte einem tiefen Ernst und erkennbarer Verslossenheit weichen müssen. Die Tage der Seelenkämpfe und der Liebesnot waren nicht spurlos an Inge vorübergegangen, sie hatte etwas Vergrämes in ihren Gesichtszügen, und der feine Menschenkenner mochte wohl ahnen, daß sie auch jetzt noch litt.

Wenn auch die tägliche und sehr anstrengende Beschäftigung von manchen trüben Gedanken ablenkte und Wolframs Briefe ihr immer wieder, sei es auch nur für einige Zeit, Trost und Freude spendeten, so empfand sie doch einen merkwürdigen Druck auf ihrem Gemüt, der sie oft schwermütig stimmte. In solchen Stunden drängten sich ihr dunkle

Ahnungen auf, sie sah ihre Feinde siegreich und ihren Liebsten und sich selbst unterlegen. Statt des sonnigen Glücks dichter grauer Nebel, in dem alle Hoffnung zerrann. — — —

Dann schlich sich Inge in einen entlegenen menschenleeren Winkel und weinte bitterlich.

* * *

Anuschat hatte sich seit jenem Abend, an dem das ganze Kartenhaus seiner Zukunftspläne zusammengestürzt war, bei Frau Berger nicht mehr sehen lassen. Um so mehr aber beschäftigte sich sein verworrener Geist mit Inge und ihrem Verlobten.

Jede freie Stunde, die ihm verblieb, benutzte er, um das Mädchen zu beobachten und zu verfolgen. Er hoffte, auf diese Weise seinem Nebenbuhler zu begegnen und mit ihm abrechnen zu können.

Seine fixe Idee, daß Inge seine rechtmäßige Braut war, verband sich von nun an mit der Vorstellung, der heimlich Verlobte habe sie ihm geraubt. Und deshalb trieb gekränkte Eitelkeit und blinde Wut den bedauernswerten jungen Mann, sich sowohl an Inge, wie an Wolfram zu rächen, an dem Mädchen wegen der ihm bewiesenen Rücksichtslosigkeit, an dem Verlobten wegen dessen Selbstsucht, die Braut eines anderen für sich zu beanspruchen.

In den Gedankengängen des Anuschat fehlte jeder seelische Einschlag. Es war ihm völlig unverständlich, weshalb Inge gerade einem anderen ihre Hand reichte und nicht ihm. Die Innigkeit der Herzen, die geistige Harmonie zwischen Mann und Weib, Seelenverwandtschaft und Seelenvertiefung kannte er kaum den Begriffen nach. Wenn er sich auch nicht bewußt war, daß die Liebe in seinem Sinne den tierischen Instinkten völlig glich, so sah er in dem Weibe doch nichts anderes, als den Besitz des Mannes, — einen Gegenstand, mit dem man sich vergnügen konnte. Und dieser Gegenstand war ihm eben abhanden gekommen, noch ehe er sich seines Besitzes so recht erfreuen durfte.

Wie die Schuldigen zu bestrafen seien, darüber hatte Anuschat weder nachgedacht, noch war ihm von selbst ein Plan gekommen. Die sinnlose Erregung, in der er sich zurzeit befand, verhinderte ihn überhaupt, einen festen Entschluß zu fassen und tatkräftig durchzuführen. Sein ganzes Wesen war nur von einem anstachelnden Trieb durchdrungen, es müsse etwas geschehen, um Inge und Wolfram zu zeigen, daß Anuschat noch da sei und sich den Raub seines Besitzes nicht gefallen lasse. Wie eine „Abrechnung“ mit Inges Verlobten vor sich gehen sollte, war ihm

ebenfalls nicht klar. Er dachte nicht einmal an einen tätlichen Angriff, aber unwiderstehlich zog es ihn, mit dem „Räuber seiner Braut“ zusammenzutreffen.

In diesem ersten Stadium der psychischen Hemmungslosigkeit stand es überhaupt noch nicht fest, ob seine rächerischen Gelüste auf eine dauernde Schädigung der Liebenden abzielten. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er Furcht erwecken wollte, Angst und Schrecken vor Anuschat, dem Rächer seiner Ehre, dem unbeugsamen, starken Mann, dem Helden, dessen Willen niemand zu trotzen wagt. Und im Hintergrund solcher aus maßloser Eitelkeit erwachsenen Vorstellungen schlummerte vielleicht die Hoffnung, Inge würde aus Furcht vor ihm den Verlobten aufgeben und sich als Anuschats Braut bekennen. – Ein knabenhafter Charakterzug, dem auch das Umschleichen seines Opfers ohne Ziel und Zweck entsprach.

Die geistige Blindheit, in der er sich bewegte, verhinderte ihn vor allem, sich selbst zu sehen. Die Befriedigung seiner Eitelkeit, die krankhafte Sucht, seinen Willen durchzusetzen und die Eigenliebe, mit der er sich umschmeichelte, unterdrückten alle physischen und moralischen Regungen in ihm. Er empfand nicht das geringste körperliche Bedürfnis, es war ihm völlig gleichgültig, wo und ob er schlief, welche Nahrung er zu sich nahm, oder ob seine Existenz auf dem Spiele stand. Ebenso wenig schreckten ihn die Folgen seines Tuns, denn sein Horizont war eng begrenzt. Er zielte nur nach dem Augenblick, ohne die Zukunft zu bedenken. Aber selbst, wenn er gewußt hätte, er würde in seinem kopflosen Kampfe um ein Phantom straucheln und elend zugrunde gehen, so hätte er seinen unheimlichen Trieb dennoch nicht aufgegeben, weil ihm der Trotz mehr galt als das Leben.

* * *

Ein Zufall brachte Anuschat zuerst auf den Weg des Verbrechens.

Die Textilfirma, bei der Inge beschäftigt war, hatte eine Anzahl Schreibmaschinen, von denen einige nicht mehr recht funktionierten. Zu diesen gehörte auch die Maschine, die Inge bediente.

Die Fabrik, bei der Anuschat als Werkmeister angestellt war, wurde nun von der Textilfirma beauftragt, die Schreibmaschinen prüfen und reparieren zu lassen, und die Fabrik glaubte, nichts besseres tun zu können, als ihren Werkmeister Anuschat zu entsenden.

Der junge Mann hatte keine Ahnung davon, daß seine abtrünnige Braut bei der Textilfirma beschäftigt sei. Er begibt sich an die Arbeit,

untersucht und repariert die einzelnen Maschinen und kommt so auch in Inges Zimmer. Mit nicht geringem Erstaunen erkennt er sofort, wen er vor sich hat. Und Inge, die über die Arbeit gebeugt war, sieht mit noch größerem Entsetzen Anuschats düsteres Gesicht mit der gerunzelten Stirn und den tief liegenden blitzenden Augen.

Wortlos erhebt sie sich, um dem Werkmeister die Maschine zu überlassen. Anuschat bewegt sich nicht von der Stelle, er fixiert das Mädchen, in der Erwartung, wenigstens begrüßt zu werden. Inge denkt nicht daran, sich mit ihm in eine Unterhaltung einzulassen, sie benimmt sich so, als ob er überhaupt nicht da wäre, und geht an einen Schreibtisch, um sich mit anderen Arbeiten zu beschäftigen.

Der Werkmeister nähert sich endlich der Maschine, er setzt sich auf den Stuhl, den Inge soeben verlassen, beobachtet aber von diesem Platze aus alle Bewegungen des Mädchens in derselben herausfordernden Art wie vorher. Die Nichtachtung seiner Person wird von ihm als unerhörter Schimpf empfunden. Man sieht es ihm an, daß die Wut in ihm kocht. Sein Gesicht hat eine grünliche Färbung angenommen, die Nasenflügel zittern, die Lippen verzerren sich, und seine Augen blitzten zu Inge hinüber, als ob er sie durchbohren wollte.

Das Mädchen wendet keinen Blick von der Arbeit und wartet sehnsüchtig auf den Moment, wo der unangenehme Gast das Zimmer verlasse. — — —

Hatte die Geistesverfassung des jungen Mannes in den vergangenen Wochen schon die Grenze erreicht, wo der Wahnsinn beginnt, so schwand ihm jetzt der letzte Rest der Vernunft, und er beging eine Tat, die ebenso knabenhaft töricht, wie irrsinnig verbrecherisch genannt werden konnte. — — —

Anuschat betrachtet die Maschine von allen Seiten, schielt ab und zu in grenzenloser Wut zu Inge hinüber, greift hastig, als ob er soeben einen wichtigen Entschluß gefaßt hätte, zu seinem Handwerkzeug und schraubt wie ein Besessener an der Maschine herum. Dann löst er die Federkapsel, die den Wagen spannt, lockert noch andere Bestandteile und erhebt sich.

Sein Blick fällt wieder auf Inge, aber diesmal liegt etwas Höhnisches in seinem Gesicht, und sein langsam schleppender und wiegender Gang mit dem vorgestreckten Oberkörper und den halb gebogenen hängenden Armen, was ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem zum Angriff bereiten Gorilla verlieh, sollte zweifellos die Gewichtigkeit seiner

Person, und die Größe seiner soeben begangenen Tat zum Ausdruck bringen.

An der Türe bleibt er noch einen Augenblick stehen, grinst tierisch zu Inge hinüber und schleicht sich dann hinaus. — — —

Das Mädchen hatte sich absichtlich so in die Arbeit vertieft und so geflissentlich eine Begegnung der Blicke mit Anuschat vermieden, daß dessen geheimnisvolles Tun an der Maschine nicht auffallen konnte.

Erst durch das leise Schließen der Tür gewährte Inge, daß der unheimliche Gast sie von seiner Gegenwart befreit hatte. Sie atmete erleichtert auf und setzte sich sofort wieder an die Maschine, um die unterbrochene Korrespondenz fortzuführen.

In der Absicht, den Zeitverlust durch Schnelligkeit auszugleichen, begann Inge mit gesteigerter Energie die Tastatur zu bearbeiten. Aber kaum hatte sie die ersten Sätze geschrieben, als die Maschine mit lautem Krach auseinanderfiel und der Wagen mit der Gummiwalze ihr ins Gesicht flog.

Der Schreck hatte sie fast betäubt, instinktiv griff sie mit den Händen nach dem schmerzenden Gesicht, fand aber nicht die Kraft, sich zu erheben, denn ihre Beine waren wie gelähmt.

Zum Glück hatte das Personal in den benachbarten Zimmern das explosionsähnliche Geräusch vernommen und eilte herbei.

Man sah sofort, daß Inge blutete, geleitete sie in das Privatkontor, wo sich der Verbandskasten befand, und nachdem das Gesicht vom Blute gereinigt war, konnte festgestellt werden, daß das Mädchen nur eine geringfügige Verletzung erlitten hatte.

Die Chefs und das Personal standen vor einem Rätsel, denn die Demontierung der Maschine konnte nur auf Böswilligkeit zurückgeführt werden. Inge gestand ohne Zögern, daß der Werkmeister ihr nachgestellt habe, und daß sie selbst überzeugt sei, es handle sich um einen Racheakt.

Die Inhaber der Fabrik, die sofort telephonisch herbeigerufen wurden, schüttelten vor Verwunderung die Köpfe über einen derartigen Bubenstreich; der eine der Herren aber meinte, das gedrückte Wesen des Werkmeisters und seine Zerfahrenheit seien schon seit längerer Zeit aufgefallen. Er habe oft vor sich hin gesprochen, sei sonst aber sehr wortkarg gewesen und habe kein besonderes Interesse mehr für den Betrieb bekundet. Einige der Leute hätten sogar angenommen, es sei nicht mehr ganz richtig in seinem Kopfe.

Die einzelnen Teile der Schreibmaschine wurden nach der Fabrik befördert, um dort montiert zu werden, und Anuschat erhielt noch am selben Abend seine Entlassung. — — —

Inge hatte sich von dem Schreck zwar sehr bald erholt und die kleine Wunde war schnell geheilt, aber der Eindruck des törichten Attentats war doch nachhaltiger, als sie selbst geglaubt hätte.

Anuschat hatte insofern seinen Zweck erreicht, als das Mädchen tatsächlich die Gefahr zu erkennen begann, einen Menschen von seiner Art zum Feinde zu haben.

Auch Frau Berger war im höchsten Grade bestürzt, als sie aus dem Munde ihres Töchterchens vernahm, was sich ereignet hatte. Sie dankte ihrem Schöpfer, daß alles so glimpflich abgelaufen sei, aber sie wies mit einem Anflug von Stolz über ihre Menschenkenntnis darauf hin, daß sie die erste war, die frühzeitig den rachsüchtigen Charakter des Fritz erkannt habe.

Inge selbst versuchte zwar immer noch der Mutter gegenüber die Tat als einen Dummenjungenstreich hinzustellen und den Anuschat als einen niedrigen Menschen, der ihrer nie würdig gewesen wäre, aber im geheimen regte sich doch die Furcht, ein zweiter Racheakt könnte ihr vielleicht mehr Schaden zufügen, als der erste.

Bei der anschließenden Beratung, wie man den gefährlichen Burschen am sichersten unschädlich machen könnte, hielt Frau Berger ihren Vorschlag, sich an die Polizei zu wenden, für den geeignetsten. Inge wehrte lächelnd ab und meinte, die Polizei hätte viel zu tun, wenn sie sich um derartige Streiche kümmern sollte, eine Sachbeschädigung läge gar nicht vor, weil dieselbe Fabrik die Maschine wieder instand setze, und was ihre kleine Verwundung betreffe, so fehle es an dem Nachweis, daß er die Absicht gehabt habe, ihr einen körperlichen Schaden zuzufügen. Es sei ja immerhin möglich, daß er sie nur erschrecken wollte. Die Polizei träte meistens erst in Tätigkeit, wenn eine Bluttat bereits begangen sei, aber es läge nicht in ihrer Macht, eine solche zu verhindern. Etwas anderes wäre es, wenn der Fritz sie öffentlich bedroht oder zu anderen Menschen ähnliches ausgesprochen hätte.

Im übrigen halte sie es für das Zweckmäßigste, Wolfram von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen; in solchen Dingen wüßten die Männer besseren Rat als die Frauen. Vielleicht würde auch eine gehörige Tracht Prügel den Anuschat zur Besinnung bringen.

Inge führte ihren Entschluß sofort aus und schrieb an ihren Verlobten einen umfangreichen Brief, der auch die Vorgeschichte zu dem dummen Streich enthielt.

* * *

Wolfram hatte sich nach Inges Abfahrt tief unglücklich gefühlt, es war ihm, als ob die Sonne von ihm gewichen sei und er in einen dunklen Abgrund versinken müßte. Überall sah er ihre liebliche Gestalt, hörte ihre melodisch weiche Stimme, fühlte den sanften Druck ihrer Hand als Täuschung seiner Sinne und verfiel in eine solche Unruhe, daß er in den ersten Tagen keiner Arbeit fähig war. Er vermißte sie nicht nur als Gesellschafterin oder treue Kameradin, mit der er seine Gedanken austauschen konnte, sondern es war ihm, als ob ein Teil seines eigenen Wesens dahingegangen und ihn in einer seelischen Zerrissenheit zurückgelassen hätte.

Dieser überreizte Zustand verschwand erst allmählich durch den Briefwechsel mit Inge, aus dem er entnahm, daß sie die Entfernung von ihm ebenso schwer ertrug, wie er, daß sie mit Sehnsucht an ihn denke und sich das gemeinsame Glück des Lebensbundes als eine recht baldige Erfüllung all ihrer Wünsche vorstelle. So erfuhr er auch, daß seine Verlobte ihren Beruf wieder aufgenommen habe, was ihn sehr verbitterte; denn er sah sie nicht nur als Dienerin anderer Menschen, sondern es erfüllte ihn auch mit Eifersucht, daß der Blick anderer Männer aus nächster Umgebung auf ihrer reizvollen Gestalt ruhen und ihre Schönheit genießen durfte. Am liebsten hätte er ihr ein auskömmliches Monatsgehalt bewilligt, damit sie jede gewinnbringende Beschäftigung aufgäbe, aber er wußte, daß Inge ein solches Anerbieten von vornherein als eine schwere Beleidigung auffassen würde. — — —

Aus allen diesen Gründen und um schließlich seine eigene Ruhe wiederzufinden, quälte ihn der Gedanke ständig, der beiderseitigen Sehnsucht durch eine rasche Heirat ein Ende zu bereiten.

Wirtschaftlich hatte Wolfram in den vergangenen Wochen einen ungeheuren Aufschwung genommen. Der Sturz der Reichsmark und der damit verbundene Masseneinkauf deutscher Waren durch Ausländer trug der Frankfurter Niederlassung viele Millionen ein. Sogar ein prächtiges Automobil hatte der erfolgreiche junge Großkaufmann sich anschaffen können, und es war von nun an seine einzige Zerstreung, selbst fahren zu lernen und seine Geschicklichkeit als Chauffeur durch tägliche Ausflüge in die Umgebung Frankfurts zu erproben.

Zu dieser Zeit gelangte der ausführliche Brief Inges mit der Schilderung der Verlobungsgeschichte Anuschats und seines Attentats in die Hände Wolframs, der sehr heftig erschrak. Es war ihm von vornherein klar, daß es sich bei dem Werkmeister um einen Geisteskranken oder geistig Minderwertigen handeln müßte, aber gerade deshalb erschien ihm die Gefahr um so größer.

Wolfram versuchte seine Ruhe zu bewahren, denn er empfand in diesem Augenblick, daß sofort etwas Wichtiges und Kluges geschehen müsse, bevor ein Verrückter namenloses Unglück angerichtet hätte. Zwar schoß ihm das Blut bei solchen Erwägungen ins Gehirn, und sein Herz klopfte zum Bersten, aber die drohende Gefahr zwang ihn zugleich, sich zu beherrschen und auf Abwehrmittel zu sinnen. Die Ideen überstürzten sich, vernünftige und unvernünftige, aber alle waren gegen den Angreifer gerichtet. Und diesem war wegen der Entfernung nicht beizukommen. Selbst wenn er Inge mit einigen Detektiven zu ihrem Schutze umgeben hätte, wäre immerhin noch die Möglichkeit zu einem Attentat außerhalb der Straße geblieben. Auch eine gehörige Tracht Prügel durch gedungene Leute hätte vielleicht nur den Erfolg gehabt, die Wut des Anuschat noch mehr zu steigern.

Nachdem er alle diese Gedanken geprüft und wieder verworfen hatte, kam er schließlich zu seiner Lieblingsidee als den auch in diesem außergewöhnlichen Falle einzig richtigen Ausweg zurück: möglichst schnell zu heiraten, sei es auch zunächst ohne Einwilligung des Vaters.

Und um diesen Entschluß zur Durchführung zu bringen, faßte Wolfram einen geradezu abenteuerlichen Plan, an dessen Gelingen er selbst aber nicht eine Sekunde zweifelte.

Es handelte sich im wesentlichen um eine Überrumpelung seiner Verlobten. Da er überzeugt war, daß Inge ohne den Segen ihres früheren Chefs einer standesamtlichen Trauung nicht zustimmen würde, hoffte er, ihre Einwilligung dadurch zu erreichen, daß er sie auf fremdem Boden einem plötzlichen Entschluß gegenüberstellte, wo sie seinem Vater weit entrückt war, und deshalb, sich mehr von ihren Gefühlen als von ihrem Verstand leiten lassend, vielleicht geneigt sein würde, sich seinem Willen zu fügen. Als Ort der Tat sollte eine dänische Grenzstadt dienen, als geeignetes Transportmittel sein Automobil.

Der Ausführung dieses Planes standen von vornherein allerlei Schwierigkeiten gegenüber. Selbst wenn es gelungen wäre, Inge zu entführen, dann hätte das dänische Standesamt ohne Vorbereitung keine

Trauung vollzogen. Es war daher die sofortige Einleitung der bürokratischen Kleinarbeit nötig. Zu diesem Zwecke setzte sich Wolfram mit einem befreundeten Berliner Rechtsanwalt telephonisch in Verbindung und bat ihn, schnellstens seine und seiner Braut erforderlichen Dokumente zu einer Heirat unter strengster Verschwiegenheit zu beschaffen. Ebenso beauftragte er telegraphisch einen dänischen Rechtsanwalt in der Grenzstadt T., für die Anmeldung des Brautpaares in der Stadt und bei dem Standesamt zu sorgen, und einen baldigen Termin zur Trauung festsetzen zu lassen.

Da er selbst einen Auslandspaß besaß, verschaffte er sich mit Hilfe der Photographie seiner Braut auch für sie einen Paß in Frankfurt a. M. und bereitete seine Abfahrt nach Berlin vor.

* * *

Durch die plötzliche Entlassung fühlte Anuschat sich nicht im geringsten betroffen, eher war das Gegenteil der Fall. Die Aufregung, die er verursacht hatte, schmeichelte seiner Eitelkeit. Und die freie Zeit, die ihm jetzt bevorstand, konnte er ohne Einschränkung seinen Rachegeleüsten dienstbar machen. Während bisher seine Vorstellungen in bezug auf die Schädigung seiner Opfer keine bestimmte Form angenommen hatten, empfand er bei der Mitteilung von Inges Verwundung eine Art Blutausch, ein sinnliches Behagen. Die ihm durch Inge bei der letzten Begegnung zuteilgewordene Nichtachtung hatte seine Wut so ins Maßlose gesteigert, daß er für seine „abtrünnige Braut“ und deren Verlobten nur den Tod als ausreichende Sühne erachtete.

Zum erstenmal seit seiner Verfolgungssucht hatte Anuschat eine gewisse Befriedigung darin gefunden, daß das Ziel seiner Rache, die liebreizende, von allen Männern umschwärmte Inge, seinetwegen gelitten und geblutet habe. Am liebsten hätte er ihr wie ein Vampir jeden Blutstropfen einzeln entzogen und sich an dem langsamen Erbleichen seines Opfers und an dem Blutgenuß wie ein Raubtier berauscht.

Bei dem Nachgrübeln über die Beseitigung des Mädchens spielte er in Gedanken ebenso grausam mit seinem Opfer, wie die Katze mit der Maus.

Wie alle blutdürstigen und grausamen Menschen im Grunde ihres Wesens feige sind, so war auch Anuschat weit entfernt, die Märtyrerrolle eines Mörders aus verschmähter Liebe zu übernehmen und nach erfolgter Tat mit seinem eigenen Leben zu büßen. Dazu war ihm sein Kopf zu wertvoll. Und er war von seiner eigenen geistigen Größe so

überzeugt, daß er glaubte, sein Kopf, in Verbindung mit seinem Willen, besäße Verstandesschärfe genug, das Mädchen auf geheimnisvolle Weise zu beseitigen.

Niemand sollte ergründen können, wer der Täter sei, denn er selbst wollte nur indirekt, aus der Ferne, zunächst das Mädchen allein vom Leben zum Tode befördern, und so geheimnisvoll wie durch einen Zauberspruch, nämlich durch ein Ereignis, das jedermann als einen bedauernswerten Unglücksfall, als höhere Gewalt erkennen müßte.

Der stellunglose Werkmeister, der sich seit seinen Lehrjahren mit dem Bau und der Konstruktion von Maschinen beschäftigt hatte, kam sich jetzt vor wie ein Erfinder, dem die Aufgabe gestellt war, eine Mordmaschine zu konstruieren. Und diese grübelnde Beschäftigung schmeichelte nicht nur seiner Eitelkeit, sondern erhöhte vor allem den Reiz seines verbrecherischen Vorhabens. Aber wie bei allen Erfindern zahlreiche Theorien noch immer nicht zu einer einzigen praktischen Verwertung führen, so erging es erst recht dem Werkmeister Anuschat, der kein Erfindertalent besaß. Zwar balgten sich in seinem krankhaften Gehirn die tollsten Pläne miteinander, aber aus diesem Chaos verworrener Phantasterei wurde kein greifbares Projekt, keine Mordmaschine, ja nicht einmal ein tödlich wirkendes Zauberwort geboren.

Erst eine zufällige äußere Anregung verschaffte dem Anuschat die Möglichkeit, einen geheimnisvollen Mordplan reifen zu lassen, der an Niedrigkeit, Feigheit und Gemeinheit beispiellos war.

* * *

VIII.

Die Geschäftsstraße am Spittelmarkt, wo sich das Haus der Textilfirma befand, diente dem Anuschat nach seiner Entlassung zum Aufenthalt fast für die Dauer des ganzen Tages. Hier schlich er wie eine Hyäne umher, versteckte sich vorübergehend in Hausfluren und Kneipen und empfand ein teuflisches Vergnügen, Inge zu sehen. Dabei verstand er es so einzurichten, daß das Mädchen selbst von seiner Nähe keine Ahnung hatte.

Schon vor Beginn der Bürostunden saß er in einem dem Hause gegenüber belegenen Lokal und zechte. Die Mittel hierzu hatte er in reichlichem Maße, weil er zur Zeit seines ordentlichen Lebenswandels sehr anspruchslos und sparsam gewesen war. Jetzt hatte das Geld jeden Reiz für ihn verloren, er holte sich je nach Bedarf größere Summen von der Sparkasse und warf mit Beträgen um sich, die früher ein kleines Vermögen für ihn bedeuteten. Während er auch sonst auf elegante Kleidung keinen Wert legte, schaffte er sich nun von seinen Ersparnissen neue Anzüge und Hüte an, um den Eindruck eines vornehmen Mannes zu erwecken. Hierzu veranlaßte ihn nicht etwa der Verkleidungstrieb, sich dem verfolgten Mädchen unkenntlich zu machen, sondern diese Wandlung seines äußeren Menschen entsprach vielmehr einer gewissen Großmannssucht, mit dem reichen Nebenbuhler zu konkurrieren.

Eines Morgens sah er von seinem Versteck Inge in den Flur des Geschäftshauses treten. Er schlich hinterher, ohne sich eines rechten Grundes hierfür bewußt zu sein und beobachtete, wie das Mädchen in den automatischen Fahrstuhl stieg. Damit nicht genug, lief er wie in einem Wettlauf mit dem Fahrstuhl die Treppen hinauf bis zum obersten Stockwerk, blieb etwas außer Atem hier stehen und betrachtete mit Neugierde das Rad, um das ein Drahtseil sich bewegte. Wenn jemand den Fahrstuhl betrat, drehte sich das Rad je nach der Höhe des Stockwerks kürzere oder längere Zeit.

Dieses unsinnige Nachschleichen und mit dem Fahrstuhl um die Wette laufen wiederholte er jetzt öfter, bis ihm endlich angesichts des Rades seine verhängnisvolle verbrecherische Idee kam.

Zur Ausführung seines Planes war es jetzt nur noch nötig festzustellen, ob Inge zu einer bestimmten Zeit das Büro verlasse, ob

einzelnen oder mit anderen zusammen, und ob zurzeit des Geschäftsschlusses in der letzten Etage noch ein größerer Verkehr herrsche.

Nach einer Woche scharfer Beobachtung hatte er ermittelt, daß Inge täglich um fünf Uhr das Büro verließ, und zwar allein, weil die anderen Angestellten erst um halb sechs Uhr die Arbeit niederlegten. Gleichzeitig konnte er sich überzeugen, daß das Mädchen mit gewohnter Pünktlichkeit kam und ging. Im letzten Stockwerk befanden sich eine Anzahl Arbeitsräume, in denen bereits um vier Uhr der Betrieb eingestellt zu werden pflegte.

An einem Montag nachmittag schritt er zur Tat. An der Normaluhr auf dem Spittelmarkt stellte er seine Taschenuhr, ging um viertel fünf die Treppe des Geschäftshauses bis zum letzten Stockwerk hinauf, vergewisserte sich, daß die Arbeitsräume verschlossen waren, durchschnitt das schützende Drahtnetz des Fahrstuhlschachtes und wartete bis fünf Minuten vor fünf Uhr. Dann schwang er sich verwegen und mit eigener Lebensgefahr auf die Achse des Rades und durchfeilte das den Fahrstuhl tragende Seil mit einem ganz besonders scharfen Instrument bis auf den geringen Durchmesser von einigen Millimetern. Er rechnete damit, daß das Seil nach dem Anlaufen sofort reißen und der Fahrstuhl in die Tiefe sausen würde.

Zwei Minuten vor fünf Uhr schlich Anuschat sich die Treppe hinunter und trieb sich in Erwartung der kommenden Dinge auf der Straße umher.

Pünktlich um fünf Uhr verließ Inge das Büro, öffnete den Fahrstuhl, drückte auf den Knopf und – in demselben Augenblick stürzte der Fahrstuhl etwa einen Meter herunter, um dann festgekeilt stehen zu bleiben.

Die Schutzvorrichtung für solche Fälle, zwei Fangmesser, hatte glänzend funktioniert. Zum Glück war der Fahrstuhl zwei Tage vorher geprüft worden. Inge bekam zwar einen heftigen Schreck, dachte aber keineswegs an ein Attentat und erfuhr erst später, welcher Lebensgefahr sie entronnen war.

Als sie erkannte, daß sie eingesperrt war und es keine Möglichkeit gab, sich selbst zu befreien, drückte sie auf den Notknopf, und in wenigen Minuten erschien der Hauswart, der sofort feststellte, daß das Seil gerissen war, und zugleich den Verdacht äußerte, dies sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Der Prüfungsingenieur habe vor zwei Tagen auch das Seil untersucht und tadellos befunden.

So schnell wie Inge den Fahrstuhl betrat, kam sie jetzt nicht mehr heraus. Es mußte die Feuerwehr herbeigerufen werden, die das Mädchen erst nach einstündiger, technisch schwieriger Arbeit aus dem unfreiwilligen Gefängnis herausholte.

Inzwischen war auch die Polizei erschienen und stellte als zweifellos fest, daß das Seil von ruchloser Hand absichtlich durchfeilt worden sei. Alle Anwesenden wurden von berechtigtem Erstaunen und Abscheu ergriffen angesichts einer so viehisch niedrigen Gemeinheit, mit der das Verbrechen ohne ersichtlichen Beweggrund ausgeführt worden war. Hätte die Fangvorrichtung nicht funktioniert, und hätten mehrere Personen den Fahrstuhl zugleich benutzt, dann wären eine Anzahl Menschen jämmerlich ums Leben gekommen.

Das Heranrasseln der Feuerwehr hatte natürlich, wie immer in Berlin, viel neugieriges Volk herbeigelockt, so daß der Eingang zum Geschäftshause, wie auch der Bürgersteig und Fahrdamm in weitem Umkreis von männlichen und weiblichen Angestellten, die ihre Arbeitsstätte gerade verließen, dicht besetzt waren.

Natürlich wurde über den Täter lebhaft diskutiert, und manche Stimmen erhoben sich drohend und verlangten, daß ein solcher Mensch öffentlich gelyncht werde.

Die Polizei leitete sofort die Ermittlungen ein und forschte an Ort und Stelle nach, ob jemand eine verdächtige Person beobachtet hätte. Selbstverständlich war von den Bewohnern des Hauses niemand in der Lage, hierüber Auskunft zu geben, denn der sonst weder intelligente noch umsichtige Verbrecher hatte es in diesem Falle doch so einzurichten gewußt, daß er von den in dem Geschäftshause verkehrenden Angestellten und Kaufleuten nicht bemerkt werden konnte.

Selbst der abgefeimteste Gewohnheitsverbrecher ist aber nicht in der Lage, seine Tat im voraus so zu konstruieren und zu berechnen und seine Person so unsichtbar zu machen, daß ein außerhalb seiner Erwägungen befindlicher Faktor ihm dennoch nicht verhängnisvoll werden könnte.

Seine ganze Begierde blindlings auf das Opfer seiner Rache gerichtet, hatte Anuschat nicht daran gedacht, daß der Wirt des Lokals, von dem aus er das gegenüberliegende Geschäftsgebäude beobachtete, ihn selbst scharf aufs Korn genommen hatte, weil sein eigenartiges Benehmen Verdacht erregte.

Dieser Gastwirt war sofort nach Erscheinen der Feuerwehr auf die Straße gegangen, in der Annahme, daß in dem Nachbarhause ein Brand

entstanden sei, und hatte sich mit den anderen hinzugekommenen Passanten an dem Eingang des Gebäudes aufgestellt, ganz nach Berliner Art, um ohne Eintrittsgeld sich eines bewegten Schauspiels zu erfreuen. Hier erfuhr er sehr bald von dem Verbrechen und der von den Feuerwehrleuten zu leistenden Arbeit. Kriminalbeamte, die sich ganz in seiner Nähe befanden und sich nach verdächtigen Personen erkundigten, brachten den Gastwirt nun auf den Gedanken, daß der unheimliche junge Mann, der sich schon von den frühesten Tagesstunden an in seinem Lokale aufgehalten habe, vielleicht mit dem Täter identisch sei, da er mehrfach beobachten konnte, wie jener blasse, wortkarge und unruhige Mensch nach allen Seiten vorsichtig spähend, in das Geschäftshaus gegangen war. Hiervon gab der Gastwirt den Beamten unverzüglich Kenntnis; er wurde daraufhin in das Zimmer des Hauswarts geführt und sogleich zu Protokoll vernommen. — — —

Wie Verbrecher sich im allgemeinen zu dem Ort der Tat hingezogen fühlen, so hatte Anuschat sich auch nicht mehr von der Straße entfernt, als die Feuerwehr herbeigekommen war, denn es reizte ihn außerordentlich, das Ende der allgemeinen Aufregung und den Erfolg seiner Tat abzuwarten. Die Gerüchte, die unter der Menge im Umlauf waren, konnten ihm keine Gewißheit schaffen, was aus dem Opfer seines Hasses geworden sei.

Wie immer in solchen Fällen, wurde das Ereignis übertrieben und aufgebauscht weiter erzählt. Jeder und besonders jede hielt sich verpflichtet, der Meldung des Nachbarn noch etwas Gruseliges eigener Erfindung hinzuzufügen, bis der größte Teil des neugierigen Volkes schließlich glaubte, eine gräßlich verstümmelte Frauenleiche werde aus dem Fahrstuhlschacht geborgen, und es läge überhaupt ein Dynamitattentat vor. Natürlich wollten viele der müßigen Menschen die furchtbare Detonation mit eigenen Ohren gehört haben.

Anuschat wußte zwar besser, was an solchen Gerüchten Wahres sein konnte, aber immerhin, — die verstümmelte Frauenleiche, gerade so, wie er es sich gedacht, wer weiß, — vielleicht — — —

Und deshalb wartete er, ohne Gewissensbisse und ohne Bangen, denn er glaubte sich seiner Sache völlig sicher. Niemand hatte ihn gesehen, niemand konnte ihn verdächtigen, und das einzige Beweismittel seiner Tat, die scharfe Feile, hatte er vorsorglicher Weise nach seiner Flucht aus dem Hause auf der Straße mit einem Stein zerschlagen und die einzelnen Stücke in einen Gully geworfen. Wer wollte ihm etwas beweisen?!

Das Geheimnisvolle seines Verbrechens in Verbindung mit der aufgeregten Menschenmenge erfüllte Anuschat mit nicht geringem Stolz. Er dünkte sich als Hauptperson des aufregenden Schauspiels, das er dem Volke bot, und fühlte sich in seiner Eitelkeit als Held des Abends außerordentlich geschmeichelt.

Diese krankhafte Selbstliebe zerrann aber wie Wachs auf dem Feuer, als der ihm bekannte Gastwirt in Begleitung zweier Schutzleute nach seiner Vernehmung an der Haustüre erschien und in der Menge nach seinem verdächtigen Gast Umschau hielt. Instinktiv nichts Gutes ahnend, machte er jetzt den Versuch, seine Person den Blicken des Gastwirts und besonders der Polizei zu entziehen. Er drängte sich nun allmählich in die Menge hinein, um die lebende Mauer zu durchbrechen. Der Berliner will aber in seiner Neugierde nicht gestört sein, und er liebt es nicht, seinen Platz auch nur um einen Zentimeter zu verrücken. So stieß der vorwärtsdrängende Verbrecher überall auf Widerstand. Man betrachtete seine Bewegungen als rücksichtslose Anrempelei und setzte sich zur Wehr, wobei es ohne lautes Schimpfen und Schreien nicht abging. Dies lenkte die Aufmerksamkeit des Gastwirts auf die streitende Gruppe, und er erkannte in dem Störenfried sofort den von ihm gesuchten Menschen. Ein Wink, und die beiden Sicherheitsbeamten brachen sich Bahn durch die Menge und steuerten geradenwegs auf Anuschat zu.

Als der Verbrecher die Helme der Polizisten sich ihm nähern sah, vervielfältigte er seine Anstrengungen, stieß die sich ihm entgegenstellenden Menschen links und rechts mit den Ellenbogen zur Seite, und wenn er hierbei auch manchen Knuff bekam, so gelang es ihm schließlich doch, die lebende Mauer zu sprengen und freie Bahn zu gewinnen. Dann ging er ziemlich schnellen Schrittes dem Spittelmarkt zu. Die Beamten aber folgten ihm noch schneller, und aus Neugierde schloß sich zahlreiches Publikum den Schutzleuten an. Als Anuschat sich umdrehte und die Polizei nebst den vielen Menschen hinter sich sah, verließ er sich auf seine flinken Beine und jagte davon. Das war die größte Dummheit, die er begehen konnte, denn seine Flucht gab das Signal zu einer allgemeinen Hetze hinter ihm.

Mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens verbreitete sich das Gerücht auf der Straße, der Attentäter sei erkannt und flüchtig. Und mit lautem Hallo und Geschrei rannten die Leute nun in Scharen dem Ausreißer nach.

Das Toben der gewaltigen Menschenmenge, das zu seinen Ohren drang, machte ihn völlig kopflos; denn er fürchtete, gelyncht zu werden,

und nichts verabscheute er mehr als Prügel. In seiner Todesangst lief er in großen Sätzen wie ein verfolgtes Wild die Gertraudenstraße hinunter und schwang sich, nachdem er die Brücke erreicht hatte auf das Geländer, in der Absicht, durch einen Sprung in die Spree seinen Verfolgern zu entgehen, und vielleicht schwimmend zu entkommen. In diesem Augenblick aber griffen viele Hände nach ihm und zogen ihn herunter. Eine Tracht Prügel, über die er mit lautem Geschrei quittierte, war der erste Gruß. — — —

Die heilige Gertraudt, die hier in Stein gemeißelt mit wohlwollendem Lächeln einem fahrenden Schüler den Labetrunk reicht, schien über die widerliche Szene, die sich vor ihren Augen abspielte, nicht wenig erstaunt. — — —

Anuschat wurde von der Polizei in Empfang genommen und nach der nächsten Wache gebracht, von wo noch am selben Abend seine Überführung nach dem Polizeipräsidium erfolgte.

Hier hätte er nun Gelegenheit gehabt, über die Nutzlosigkeit aller menschlichen Pläne nachzudenken, die gewöhnlich dann einen unerwarteten Ausgang nehmen, wenn das Geschick in böser Laune das erhoffte Glück abwendet. Es fiel ihm aber gar nicht ein, sich über sein Unglück zu beklagen oder seine Tat zu bereuen. Im Gegenteil, seine Eigenliebe war keineswegs gebrochen, er gefiel sich sogar in der Rolle des verfolgten Verbrechers und vertraute seiner Intelligenz – von der er eine hohe Meinung hatte – alle Verdachtsmomente gegen ihn zu entkräften.

Bei der polizeilichen Vernehmung verhielt er sich zunächst ganz gleichgültig und ruhig. Er beantwortete daher wahrheitsgemäß die Frage nach seinen Personalien und nannte auch seine richtige Wohnung. Nun sollte er über die Beweggründe seiner Tat Auskunft geben. Anuschat bestritt mit der frechen Stirn eines Gewohnheitsverbrechers, in irgendwelcher Beziehung zu dem Fahrstuhlunfall zu sein. Und als ihm die Aussage des Gastwirts vorgehalten wurde, meinte er lächelnd, er hätte sich zwar täglich in dem Lokal aufgehalten und sei auch öfter in das gegenüber liegende Geschäftshaus gegangen, aber dies hätte nichts mit dem Fahrstuhl, sondern nur mit seiner Braut etwas zu tun, die in dem Hause beschäftigt sei. Auf Befragen des Beamten, wie die junge Dame denn heiße, und bei welcher Firma sie tätig sei, hielt er mit dem richtigen Namen nicht zurück.

Die Polizei ließ sich aber durch die Ruhe und Kaltblütigkeit des Anuschat nicht verblüffen, sie forschte weiter nach und fand einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen dem Streich mit der Schreibmaschine, dem Drahtseilbruch und der Person der angeblichen Braut, die ausgerechnet allein mit dem Fahrstuhl stecken blieb, nachdem noch kurze Zeit vorher eine ganze Anzahl Menschen dasselbe Beförderungsmittel, ohne zu verunglücken, benutzt hatten. Die Polizei nahm daher mit Recht an, daß das Drahtseil kurz vor fünf Uhr durchschnitten wurde, lediglich um die angebliche Braut des Verbrechers abstürzen zu lassen. Schließlich drehte sich die Beweisfrage nur noch um die Beziehungen des Anuschat zu jener Dame. Hierüber wurde er in Gegenwart eines Kommissars eingehend vernommen, wobei sich folgende Zwiesprache entwickelte:

„Sie gaben an, Ihre Braut, Fräulein Ingeborg Berger, sei in dem Geschäftshause bei der Firma L. & P. G. m. b. H. beschäftigt. Sind Sie mit der Dame verlobt?“

„Jawohl, kurz vor dem Tode des Vaters!“

„Fräulein Berger weiß aber nichts davon!“

„Das stimmt nicht, ich habe es ihr selbst gesagt!“

„Aber sie glaubt Ihnen nicht, und sie würde auch den Wunsch des Vaters nicht berücksichtigt haben, weil Sie ihr unsympathisch sind!“

„Das ist eine Beleidigung, die ich auf mir nicht sitzen lasse. Ich bin ein durchaus sympathischer Mensch!“

„Wofür Sie sich selbst halten, ist ja ganz gleichgültig; bei der Ehe kommt es zweifellos in erster Linie auf die Zustimmung des Mädchens an. Vielleicht waren Sie der Dame auch als Handwerker nicht genehm, denn sie soll mit einem Großkaufmann verlobt sein!“

„Was heißt Handwerker? Ich bin in meiner Art ein Künstler und nehme es mit jedem anderen Beruf auf. Wenn ich nur einen meiner vielen Pläne zur Ausführung bringe, verdiene ich Millionen damit, viel mehr als der Großkaufmann. Zu der Zeit meiner Verlobung stand Fräulein Berger noch unter der väterlichen Gewalt, sie war noch nicht einundzwanzig Jahre alt und deshalb ist das Verlöbniß für mich bindend! Sie gehört mir, dafür werde ich sorgen. Ob sie will oder nicht, sie muß! Ich habe dem Vater mein Wort gegeben, und das halte ich. Mein Wille ist hierbei maßgebend, nicht der ihre! Und was den Großkaufmann anbetrifft ...“

„Wir wollen von der Sache nicht abschweifen. Sie sind mit der Dame nicht verlobt, das steht für uns fest, also ist sie auch nicht Ihre Braut! Welche Bewandnis hatte es nun mit der Schreibmaschine, die Sie reparieren sollten, und die auseinanderplatzte?“

„Die Maschine habe ich repariert. Meine Braut war dabei und verhielt sich sehr wortkarg und lieblos zu mir. Darüber ärgerte ich mich und habe in der Wut vielleicht vergessen, einige Schrauben wieder anzuziehen. Mit meiner Braut hat das nichts zu tun, sondern nur mit der Maschine!“

„Vielleicht ist auch das Drahtseil des Fahrstuhls nur aus Wut geplatzt, weil Fräulein Berger zu Ihnen dauernd so wortkarg blieb wie zur Zeit der Schreibmaschinenreparatur?!“

„Den Fahrstuhl habe ich nicht repariert, davon weiß ich nichts!“

„Fällt Ihnen nicht der Zusammenhang der beiden Unfälle mit Ihrer angeblichen Braut auf?“

„Mir fällt gar nichts auf!“

„Es ist doch klarliegend, daß Sie aus verschmähter Liebe Rache an Fräulein Berger nehmen wollten!“

„Ich habe ihre Liebe nie verschmäht!“

„Aber umgekehrt!“

„Das ist nur krankhafter Eigensinn bei ihr. Ich glaube, das Mädchen ist nicht richtig im Kopf. Der Kaufmann, der nach ihr wild ist, hat sie ganz verrückt gemacht. Mit der Zeit wird sich das geben, ich bekomme sie doch noch. Das weiß ich ganz genau. Wir sind nun mal für einander bestimmt. Und der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser. Das ist immer so!“

„Sagen Sie mal, Anuschat, leiden Sie schon seit längerer Zeit an fixen Ideen, und haben Sie vielleicht schon mal gelegentlich einen Arzt befragt?“

„Ich verstehe nicht, was Sie wollen. Ich bin ganz klar im Kopf und verfolge nur mein gutes Recht. Habe auch keinen Arzt nötig. Diese Sorte von Menschen kann ich nicht leiden, die wollen immer klüger sein als andere!“ — — —

Die Vernehmung wurde geschlossen und der Beschuldigte wieder abgeführt. Nach der Art seiner Rechtfertigung hielt der Kommissar es doch für angebracht, den Beschuldigten auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen; denn die merkwürdige Wahnidee von der

angeblichen Verlobung in Verbindung mit seinem Selbstbewußtsein machte auf die an der Sache unbeteiligten und gänzlich uninteressierten Beamten doch den Eindruck, daß der junge Mann nicht ganz zurechnungsfähig sei. Da die Polizei von seiner Schuld überzeugt war, trug die Sinnlosigkeit seiner Rachehandlungen zu solcher Vermutung nicht wenig bei.

Den Kriminalisten war es bekannt, daß junge Männer aus verschmähter Liebe die tollsten Streiche begehen und einem zeitweiligen Irrsinn verfallen, der sich in seiner extremsten Form im Selbstmord oder aber in der Tötung des Liebesobjekts äußert.

Anuschat wurde deshalb der Irrenanstalt Wittenau überwiesen.

* * *

Inge hatte den Fahrstuhlunfall mehr humoristisch als tragisch genommen. Es machte ihr sogar viel Spaß, als die Feuerwehr erschien und sie nach langen Bemühungen aus dem Käfig befreite. Um so bestürzter aber war sie, als ihr bei der polizeilichen Vernehmung mitgeteilt wurde, das Drahtseil sei absichtlich durchschnitten und der Werkmeister Fritz Anuschat als vermeintlicher Täter hinter Schloß und Riegel. Bei dieser Gelegenheit bekam Inge auch zum erstenmal Kenntnis davon, daß der verschmähte Liebhaber sie ständig beobachtet und verfolgt hätte. — — —

Alles dies machte einen tiefen Eindruck auf sie, und mit Spannung sah sie der Beantwortung ihres Briefes und den Ratschlägen Wolframs entgegen. Inzwischen aber beruhigte sie der Gedanke, daß Anuschat nunmehr nicht in der Lage sei, sie fernerhin zu verfolgen und Rachepläne zu ersinnen. Auch rechnete sie bestimmt damit, daß es zu einer Gerichtsverhandlung kommen würde und hoffte, bis dahin mit ihrem Verlobten verheiratet zu sein. — — —

Frau Berger, die von dem Ereignis durch ihre Tochter Kenntnis bekam und von der Tragweite des Drahtseilbruchs unter weniger günstigen Umständen sich aber keine rechte Vorstellung machen konnte, beklagte in gewisser Beziehung das Schicksal ihres Verwandten Fritz und die Schande in der Familie. Da sie keinem Menschen eine so niedrige Gesinnung zutraute, das Leben seines Mitmenschen durch eine hinterlistige Tat zu verkürzen, so mochte sie auch in diesem Falle an eine ernstliche Absicht des Anuschat, ihre Tochter umzubringen, nicht glauben. Die bisherigen Besorgnisse der Mutter erstreckten sich lediglich auf Belästigungen durch den verschmähten Liebhaber gelegentlich einer

Begegnung, vielleicht auch auf harte Worte und im schlimmsten Falle auf einen tätlichen Angriff in sinnloser Wut. Aber einen Mordplan mochte sie nie und nimmer selbst dem verschlossenen und düsteren Anuschat zutrauen, schon deshalb nicht, weil der junge Mann nach ihren jahrelangen Beobachtungen sich stets als fleißig, sparsam und solide erwiesen hatte. Immerhin war auch Frau Berger zufrieden, daß Anuschat vorerst von der Straße genommen sei und sie hoffte zuversichtlich, daß die schlimmen Erfahrungen, die er mit der Polizei gemacht habe, und die Einsamkeit im Gefängnis ihn bessern und vielleicht dauernd von seinen Absichten auf ihre Tochter heilen würden.

* * *

Wolframs Brief traf postwendend ein. Er enthielt außer den üblichen Liebesbeteuerungen nur die kurze Mitteilung, daß er über die Angelegenheit des Anuschat sehr überrascht gewesen sei, aber von Frankfurt aus nichts unternehmen könne. Deshalb habe er sich entschlossen, in den nächsten Tagen selbst nach Berlin zu eilen, in des Wortes wahrster Bedeutung, nämlich mit dem Automobil, das er sich gekauft und zu steuern gelernt hatte.

Diese Nachricht bereitete Inge eine grenzenlose Freude, und sie sprang wie ein Kind in der Stube herum. Ein Automobil war schon von jeher ihr Schwarm. Wenn sie die reichen Leute, nachlässig an die Rückwand der prächtigen Wagen gelehnt, auf Gummireifen durch die asphaltierten Straßen Berlins rasen sah, kam ihr eine Anwandlung von Neid, und sie sehnte sich, nur ein einziges Mal in einem Auto fahren zu dürfen, sei es auch nur auf kurze Zeit. Jetzt stand die Erfüllung eines Herzenswunsches bald bevor und noch dazu durch Wolfram, dessen Begleitung eine Vergnügungsfahrt erst recht zu einem Genuß gestalten würde. Das Mädchen konnte kaum die Zeit erwarten und zählte ungeduldig die Stunden bis zum Wiedersehen mit ihrem Verlobten. — — —

Als der Brief in Berlin eintraf, war Wolfram bereits abgefahren, aber nicht allein, sondern unter Führung eines besonders vertrauenswürdigen Chauffeurs, den ihm ein Geschäftsfreund zur Verfügung gestellt hatte.

Eine so lange Reise hätte der junge Automobilbesitzer auch nicht allein unternehmen dürfen, schon weil er nicht in der Lage gewesen wäre, eine Panne unterwegs zu reparieren. Dies war aber nicht ausschlaggebend für die Mitnahme eines Chauffeurs, sondern vor allem der Entführungsplan, zu dessen programmäßiger Abwicklung er sich eines zuverlässigen Helfers bedienen mußte.

Im übrigen waren alle Vorbereitungen wunschgemäß erledigt, die Papiere und Pässe in Ordnung, das Standesamt in T. dank der Fürsorge des dortigen Rechtsanwalts in Erwartung des Brautpaares. Und der Bräutigam selbst befand sich auf dem Wege, sein Liebchen abzuholen und in fliegender Fahrt der Bejahung des Lebensbundes in gesetzmäßiger Form zuzuführen.

Auch das, was an äußerem Beiwerk zu einer so wichtigen und plötzlichen Fahrt, von der die Braut nichts ahnte, gehört, hatte Wolfram mit der Umsicht eines tüchtigen Kaufmanns nicht vergessen.

Inge sollte wie sie ging und stand über die Grenze geschafft werden. Was ihr an Wäsche und Bekleidungsstücken fehlte, mußte daher ohne ihr Wissen vorhanden sein. Deshalb besorgte der Bräutigam nicht nur Wäsche, sondern auch Kleider, Strümpfe, Stiefel, Hüte und Reiseutensilien. Die Schneiderin in Frankfurt a. M., bei der Inge auf Wolframs Wunsch ein elegantes Kostüm anfertigen ließ, hatte die nötigen Maße, und die dortige Modistin, die der Verlobten den hierzu passenden Hut lieferte, war sehr wohl in der Lage, zwei ähnliche Schöpfungen – zur Promenade und zur Trauung – zu liefern. Es fehlte also an nichts. Und die wertvollen Gegenstände, die für eine glückliche Braut bestimmt waren, lagen wohlverpackt in einem großen Koffer, der an der Rückseite des Automobils auf besonderem Gestell angeriemt war.

Zu dem Gelingen des abenteuerlichen Unternehmens gehörte nur noch etwas Glück und die Zustimmung der Braut.

Beides hoffte Wolfram zu erringen. Und im Vorgefühl aller jener Seligkeiten, um derentwegen er seinen Plan ersonnen, lächelte er befriedigt, als sein Wagen in der Richtung nach Berlin durch Städte und Dörfer, in Wäldern und auf einsamen Landstraßen dahinflog.

* * *

Anuschat spielte in der Irrenanstalt keineswegs den wilden Mann. Der Aufenthalt in den hellen Räumen, die einem Krankenhaus glichen, und die Spaziergänge in dem parkartigen Garten machten im Gegensatz zu der kleinen kaum gelüfteten Gefängniszelle des Polizeigewahrsams einen angenehmen Eindruck auf ihn. Er fühlte sich wie in einem ländlichen Sanatorium. Das Essen war vorzüglich, die Wärter zeigten ein freundliches Wesen, und da die veränderte gesunde Lebensweise, kräftige Nahrung zur bestimmten Zeit und ausreichender Schlaf seinem Körper sehr wohltaten, wich zunächst seine düstere Stimmung, und er vergaß Inge, ihren Verlobten und seine eigenen Rachepläne. Sonst aber

bewirkte der Umgang mit den Geisteskranken eher eine Stärkung seines Selbstbewußtseins und seiner Eigenliebe, als eine Änderung seiner Charaktereigenschaften.

In der Abteilung der Harmlosen untergebracht, lernte er hier vorwiegend solche Kranken kennen, die mit irgendeiner fixen Idee behaftet waren. Der eine glaubte an einen elektrischen Strom in seinem Leibe, der andere behauptete, einen Nagel in der Kehle zu haben, ein Dritter prahlte mit seinen Erfindungen, der vierte hoffte auf eine große Erbschaft, die ihm aus Amerika zufallen mußte, und so weiter mehr.

Jeder Kranke trug seine Idee mit sich herum, verschlossen und schweigsam. Er unterhielt sich wie ein gesunder Mensch über Alltagsdinge, oft mit besonderem Scharfsinn. Nur bei irgendeiner Gelegenheit, wenn der Gesprächsstoff zufällig das Gebiet seiner fixen Idee streifte, dann kam der Irrsinn zum Durchbruch, und der Kranke gab seine krausen Gedanken mit einer solchen Selbstverständlichkeit und inneren Überzeugung wieder, daß ein Laie nur bei längerem Umgang mit solchen bedauernswerten Menschen das Leiden erkannte.

Dem Anuschat mit seiner geringen Allgemeinbildung fiel an seinen Zimmergenossen, die durchweg seinem Stande angehörten, natürlich nichts Krankhaftes auf. Er hielt die Leute sogar zum Teil für besonders begabte Männer, deren sich die sogenannte menschliche Gesellschaft aus Gründen der eigenen Minderwertigkeit entledigen wollte. Und da er seine Ansicht nicht verbarg, sondern den Zimmergenossen offenherzig mitteilte, fand er bei diesen Beifall und Anerkennung und wurde von den Irren selbst als kluger Kopf verehrt. Dies schmeichelte wiederum seiner Eitelkeit und stärkte seinen Eigenwillen in hohem Maße. So kam er schließlich in bezug auf sich selbst zu der Ansicht, daß die Polizei ihn aus Furcht in diese Anstalt gebracht habe, um ihn nicht ständig überwachen zu müssen, und zugleich mit solchen Gedankengängen kehrten auch seine Rachegefühle gegen Inge und deren Verlobten wieder. Der Furcht aller Menschen wollte er sich würdig zeigen; denn schließlich konnte man ihn nicht dauernd hier behalten, und es würde sich wohl im Laufe der Zeit ein Ausweg finden lassen, den Mauern der Anstalt zu entrinnen. Insofern er also nicht an die Außenwelt dachte, fühlte er sich in Wittenau ganz wohl, nur durch die Erinnerung an Inge kam seine Wut immer wieder zum Durchbruch und damit das Verlangen, durch neue Taten seinen Haß zu kühlen.

Den Mißerfolg der seiner Ansicht nach fein ausgeklügelten Sache mit dem Fahrstuhl konnte er nicht verwinden, und er schämte sich beinahe,

daß die Polizei ihn für den Urheber der Tat hielt. Aber trotzdem glaubte er nicht, daß die Polizei klüger sei als er, sondern er schrieb den gegen ihn geltend gemachten Verdacht lediglich dem Verrat des Gastwirts zu, an dessen Beobachtungen er in seiner Verblendung nicht gedacht hatte. Das sollte ihm eine Lehre für die Zukunft sein. Im übrigen zweifelte er nicht daran, bald wieder freizukommen, denn der Polizei würde es unmöglich sein, irgendwelchen Beweis für seine Täterschaft beizubringen. — — —

Der Laie, der die Verfolgungswut des Anuschat als fixe Idee auffaßte, könnte vielleicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Krankheitsbild der Irren feststellen, die auch zumeist nur zeitweilig von einem begrenzten absonderlichen Gedankengang bestimmter Art beherrscht werden und sich dadurch eben von ihren gesunden Mitmenschen unterscheiden. Wissenschaftlich aber liegen die Dinge anders. Der Irre ist fast immer ohne jeden äußeren Einfluß, allein durch pathologische Veränderungen im Gehirn zu seiner fixen Idee gekommen, Anuschat hingegen, der zweifellos eine gewisse abnorme Veranlagung mit auf die Welt gebracht hat, die durch den Mangel an Erziehung sich nur noch vertiefte, ist durch äußeren Einfluß in einen Erregungszustand geraten, der mit pathologischem Irrsinn nichts zu tun hat. Durch dauernde Beseitigung dieses äußeren Anstoßes, — wenn Inge ihn zum Beispiel heiraten würde —, wäre er von seiner „fixen Idee“ geheilt. Bei den Geisteskranken käme ein Heilmittel ähnlicher Art nicht in Betracht; der aus einem organischen Leiden entstandene geistige Defekt würde sich immer wieder, wenn vielleicht auch in anderer Form, aber immer krankhaft, äußern. — — —

Der Leiter der Anstalt hatte daher keine schwierige Arbeit, den Polizeigefangenen Anuschat auf seinen Geisteszustand zu untersuchen.

Im Verkehr mit den Ärzten verhielt sich der Häftling sehr vorsichtig. Er sprach nur soviel, als dringend nötig war und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen sachlich, ohne seine persönlichen Ansichten zur Geltung zu bringen. Auch den Ursprung seiner seelischen Überreizung erwähnte er mit keinem Wort und ging Andeutungen auf seine „Braut“ geflissentlich aus dem Wege.

Da die ärztliche Rechenprüfung glatt vonstatten ging und Lähmungserscheinungen oder besondere nervöse Störungen nicht festgestellt werden konnten, mußte seine Entlassung aus der Anstalt erfolgen.

Das Gutachten lautete, der Werkmeister Fritz Anuschat sei nicht geisteskrank im Sinne des § 51 des Strafgesetzbuches, jedoch seien verschiedene Degenerationsmerkmale vorhanden, die zu der Annahme berechtigten, daß der Häftling geistig minderwertig sei.

Anuschat wurde der Polizei wieder übergeben und nun dem Untersuchungsrichter vorgeführt, der darüber zu befinden hatte, ob das Ergebnis des Ermittlungsverfahrens zur Erhebung einer Anklage ausreiche.

IX.

Wolfram war am Nachmittag in Berlin eingetroffen. Er ließ sein Automobil auf dem Spittelmarkt halten und holte Inge vom Geschäft ab, die über das Wiedersehen mit ihrem Verlobten herzlichst erfreut war, aber nicht abwarten konnte, das Gefährt ihrer Schwärmerei mit eigenen Augen zu sehen. Der Wunsch wurde ihr natürlich sofort gewährt. Beide gingen seelenvergnügt und schnellen Schrittes zu dem wenige Minuten entfernten Spittelmarkt, wo das Mädchen jubelnd in den Wagen sprang, um endlich ihre jahrelang gehegte Sehnsucht nach einer Autofahrt durch Berlin erfüllt zu sehen.

In raschem Lauf durchfuhr das Auto die Leipziger Straße bis zum Potsdamer Platz, schwenkte dann in die Bellevuestraße ein, durchraste den Tiergarten, Kurfürstendamm und Kantstraße bis zum Stadion im Grunewald, wo in dem eleganten Restaurant das Wiedersehen noch mit leiblichen Genüssen gefeiert werden sollte.

Inge fühlte sich während der Fahrt wie eine Prinzessin. Unwillkürlich ahmte sie das Benehmen der Reichen nach, das sie so oft mit einem gewissen Neid beobachtet hatte. Wolfram belustigte sich sehr über die kindliche Freude und Naivität seiner Verlobten, aber gerade hierauf hatte er seinen ganzen Entführungsplan aufgebaut. Und er schmunzelte mit Behagen, als er sich vorstellte, wie schön es wäre, wenn das Ende ebenso glücklich sein würde, wie der Anfang sich verheißungsvoll zeigte.

Allmählich fing Wolfram denn auch an, den Appetit seiner Verlobten auf eine längere Autofahrt zu reizen. Er schilderte ihr den zurückgelegten Weg von Frankfurt a. M. nach Berlin als einen Naturgenuß ohnegleichen, die herrliche Unabhängigkeit von Zeit und Raum und besonders von der raucherfüllten und beengten Eisenbahn, als das schönste Gefühl der menschlichen Freiheit und deutete an, daß er alle Freuden doppelt und eindringlicher in ihrer Nähe empfunden hätte.

Inge war eine zu begeisterte, wenn auch nur passive Anhängerin des Autosports, als daß sie solchen Lockungen auch nur kurze Zeit widerstanden hätte. Im Gegenteil. Mit einem echten Feuer der Leidenschaft und mit flammenden Blicken bekundete sie sofort die lebhafteste Begierde, einen ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend eine Reise in dem Auto zu verbringen, und sie bat ihren

Verlobten schließlich mit der Miene eines Kindes, das einen Weihnachtswunsch ausspricht, ihr dieses herrliche Vergnügen doch gelegentlich zu bereiten.

Wolfram war natürlich nicht ungerne damit einverstanden und so verabredeten sie den Start der Reise am nächsten Sonntag um sieben Uhr früh an der Ecke der Danziger Straße. — — —

Jetzt wurde noch schnell eine Fahrt durch den Grunewald nach Wannsee unternommen, und dann ging es in beschleunigtem Tempo nach Inges Wohnung. Um kein Aufsehen zu erregen, verabschiedete sich Wolfram von seiner Verlobten an einer vorhergehenden Straßenecke.

Inge entschuldigte ihr spätes Kommen bei der Mutter mit dem plötzlichen Eintreffen des Bräutigams, was sich Frau Berger schon gedacht hatte; denn es war in den letzten Tagen nur noch davon die Rede. So wurde jetzt auch die Frage erörtert, ob Inge ihren heimlich Verlobten der Mutter nicht vorstellen solle. Frau Berger hegte zwar längst den Wunsch, den Auserkorenen ihres Töchterchens kennen zu lernen, aber eine gewisse Scheu vor dem Gerede der lieben Nachbarn hielt sie davon zurück, ihr Begehren zu äußern. Sie sagte sich, das Heiratsprojekt sei immer noch in der Schwebe, so lange der Herr Papa seinem Sohne die Einwilligung verweigere, und wenn durch die schwer zu überbrückenden Schwierigkeiten die Liebschaft in die Brüche ginge, dann hätten die Leute, die sie um ihr Töchterchen beneideten, erst recht zu reden und würden mit Fingern nach ihr zeigen.

Obwohl Frau Berger also in hohem Maße auf äußere Ehrungen ihrer Mitmenschen angewiesen war und den ausgetretenen Pfad sittlicher Überlieferungen nur schweren Herzens verließ, — denn in den Fragen der Liebe und Ehe war nur ihre eigene Erziehung maßgebend —, so trieb sie doch eine unbezwingbare Neugierde, den reichen jungen Mann, der ihr Schwiegersohn werden sollte, zu sehen. Hierbei beschwichtigte sie ihre Bedenken durch eine Art Selbsttäuschung, indem sie das Aufgeben der familiären Überlieferung damit entschuldigte, daß ein besonderes Eheprojekt auch besondere Begleiterscheinungen habe. Und daß die Liebesgeschichte ihres Töchterchens nicht nur ganz romanhaft, sondern in bezug auf die soziale Stellung des Bräutigams fast von märchenhaftem Glücke sei, davon war Frau Berger tief durchdrungen. — — —

Inge wußte nicht recht, wie sie den Wunsch der Mutter, Wolfram kennen zu lernen, aufnehmen sollte.

Ihrem Verlobten war es allerdings bekannt, daß sie einer einfachen Familie angehöre, aber dennoch hatte das Mädchen ein gewisses Gefühl des Unbehagens, einen jungen Mann von der Erziehung ihres Verlobten, der von Jugend an mit dem denkbar größten Luxus und allen Behaglichkeiten des Lebens umgeben war, in ihre spießbürgerlich kleinlichen Familienverhältnisse einzuführen. Sie beschloß daher, die Frage mit Wolfram selbst zu besprechen. — — —

Als die beiden am nächsten Nachmittag wieder zusammentrafen und Inge den Wunsch der Mutter und ihre eigenen Bedenken äußerte, war der junge Mann sofort freudig bei der Sache, denn der Vorschlag kam seinem Entführungsplan außerordentlich zustatten, weil dadurch die Schwierigkeit, die Tochter für längere Zeit von der Mutter zu trennen, durch eine Aussprache mit Frau Berger am ehesten überwunden werden könnte. Er riet daher, den Wunsch der Mutter unverzüglich zu erfüllen und noch am selben Abend seinen Antrittsbesuch zu machen. Inges Bedenken wies er lächelnd mit dem Hinweis zurück, daß er ja nicht die Absicht habe, ihre Mutter zu heiraten, daß er die alte Dame aber, ohne sie persönlich zu kennen, sehr verehere, weil sie ihm ein so prächtiges Mädchen als Gattin beschert habe.

Selbstverständlich wurde das Auto wieder benutzt und zunächst eine kleine Spazierfahrt nach den südlichen Vororten unternommen. Auf dem Rückwege kaufte Wolfram noch eine Schachtel Süßigkeiten und einen Blumenstrauß für Frau Berger, und dann ging es ohne weiteren Aufenthalt nach der Danziger Straße, wo der Wagen wieder an der Ecke hielt, um vor dem Hause kein Aufsehen zu erregen, denn in jener Gegend gehörten Privatautomobile zu den Seltenheiten. — — —

Frau Berger schlug die Hände zusammen, als ihr Töchterchen ohne vorherige Anmeldung mit dem schmucken jungen Mann im Sportkostüm eintrat. Sie war so verlegen, daß sie nicht daran dachte, die Küchenschürze abzunehmen und das für Inge bestimmte Mittagessen, das anzubrennen drohte, vom Feuer zu heben. Sie stotterte einige Worte der Entschuldigung, auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet zu sein, und geleitete den Gast in die gute Stube, die mit den bekannten grünen Plüschmöbeln, gehäkelten Deckchen, dem üblichen langen Spiegel und sonstigen kleinbürgerlichen Nippessachen ausgestattet war.

Wolfram verstand es, die Verlegenheit der Frau durch sein freundliches Wesen ohne jede steife Förmlichkeit sehr bald zu überwinden, so daß eine harmlose Unterhaltung in Fluß kam.

Inge sah inzwischen nach dem Mittagessen, das sie in der Küche verzehren mußte, aber vor Aufregung verging ihr der Appetit, und sie stellte den größten Teil wieder beiseite und nahm ebenfalls in der guten Stube Platz. Als sie die Mutter mit der Küchenschürze dasitzen sah, gab sie ihr einen Wink. Erneute Verlegenheit und hochroter Kopf der Frau Mama. Wolfram bedauerte, daß Frau Berger die Schürze abgelegt habe, sie kleidete sie so gut, meinte er scherzend, und fügte sogleich noch einige Komplimente über Jugendlichkeit und sympathisches Wesen hinzu, was die alte Dame mit sichtlichem Wohlgefallen aufnahm. — — —

Es wurde außer dem Rahmen des Alltäglichen nichts Besonderes gesprochen. Man unterhielt sich über die schöne Fahrt von Frankfurt a. M. nach Berlin, über das andauernd gute Wetter und über den seligen Papa, der sich sehr gefreut hätte, den Herrn Wolfram Markgraf kennenzulernen, aber das heimliche Verlöbniß und die geplante Heirat wurde mit keinem Worte erwähnt.

Frau Berger war eine taktvolle Frau und fürchtete nichts mehr, als durch Unachtsamkeit oder Unhöflichkeit jemand zu verletzen. Es war ihr daher sehr peinlich, den ihr überreichten Blumenstrauß und die Süßigkeiten annehmen zu müssen, ohne dem Gast und Spender eine ähnliche Aufmerksamkeit erweisen zu können.

Als das harmlose Gespräch aber schließlich auch die geringsten Schranken der Förmlichkeit beseitigt hatte und Frau Berger, geradezu entzückt von dem künftigen Schwiegersohn, nun doch etwas unternehmen mußte, um sich nicht gar zu sehr als unbeholfene Hausfrau zu zeigen, erhob sie sich, klopfte dem jungen Mann vertraulich auf die Schulter und sagte mit besonderer Herzlichkeit: „Nun will ich Ihnen aber auch eine gute Tasse Kaffee kochen!“

Inge lächelte verständnisvoll. Wenn ihre Mutter diesen Ausspruch tat, dann hatte sie nicht nur selbst den höchsten Grad der Gemütlichkeit erreicht, sondern derjenige, dem eine solche Anrede galt, durfte sich als in der Familie heimisch betrachten.

Wolfram nahm die Einladung gern an, da er noch immer keine Gelegenheit gefunden hatte, von der geplanten Reise zu sprechen, aber den zu dem Kaffee passenden Kuchen hätte er am liebsten selbst gespendet. Frau Berger lehnte aber energisch ab; das sei ihre Sache, einen so netten Gast zu bewirten, meinte sie neckisch, und Gott sei Dank habe sie es noch dazu.

Die beste Kaffeedecke wurde hervorgeholt, – alles eigene Handarbeit, betonte die Hausfrau mit Stolz –, und nachdem sie selbst den Kuchen aus der Nachbarschaft besorgt hatte, saßen alle drei, traulich wie zu einer Familie gehörend, am runden Tisch der guten Stube, und das lieblich duftende und dampfende braune Getränk trug nicht wenig dazu bei, die gemütlich behagliche Stimmung anregend und innig zu gestalten. Der Blumenstrauß in der Mitte des runden Tisches mit dem Kuchenberg verlieh der Tafel etwas Festliches, als ob Geburtstag oder Verlobung gefeiert würde.

Wolfram hielt jetzt den Augenblick für gekommen, auf sein Ziel loszusteuern. Er nahm die Schilderung von seiner langen Fahrt wieder auf, pries die körperliche Annehmlichkeit eines gründlichen Luftbades und den heilsamen Einfluß auf die Nerven und sprach schließlich den Wunsch aus, mit Inge eine kleinere Erfrischungsreise zu unternehmen.

Frau Berger machte zwar den Einwand der Unschicklichkeit, ein Mädchen dürfe nicht allein mit einem jungen Manne reisen. Die Leute sprächen darüber, dies könnte der Ehre einer jungen Dame sehr schaden, und so weiter mehr, aber Wolfram war auf solche Ausflüchte gefaßt und hielt eine entsprechende Erwiderung bereit. Zunächst, meinte er, wüßte außerhalb Berlins niemand, daß sie nicht zusammen gehörten, er würde Inge immer als seine Schwester ausgeben, und sich nicht anders als ein Bruder – vielleicht nur etwas lebenswürdiger –, benehmen. Bei der Reinheit seiner Gesinnung könnte eine so gänzlich harmlose Fahrt, wie die geplante, bei keinem Menschen irgendwelchen Anstoß erregen, und schließlich sei doch auch dem Töchterchen die seltene Freude zu gönnen, mit einem Automobil durch Feld und Wald dahinzugleiten.

Frau Berger war ihrem künftigen Schwiegersohn bereits so zugetan, daß sie ihm auf die Dauer nichts abschlagen konnte. In der kurzen Zeit der Bekanntschaft mit Wolfram hatte sie das Gefühl des Fremden bereits so weit abgestreift, daß ihr die jungen Leute wie ein Kinderpaar erschienen. Sie sprach daher nur von Vorsicht, nicht zu schnellem Fahren und zweckmäßiger Bekleidung und gab auf diese Weise ihre Einwilligung zu erkennen, aber nur für die Dauer eines Tages, fügte sie, mit dem Finger drohend, hinzu.

Die Verlobten stießen sich unter dem Tisch mit den Füßen an und warfen sich verständnisvolle Blicke zu.

Inges Freude war so groß, daß sie aufsprang und die Mama umarmte. Wolfram glaubte, seine Genugtuung dadurch am besten zum Ausdruck

zu bringen, daß er den vorzüglichen Kaffee und die Auswahl des Kuchens als eine Glanzleistung der Hausfrau rühmend hervorhob und in sehr überzeugt klingendem Tone hinzusetzte, er hätte in seinem ganzen Leben noch keinen derartigen Genuß an einem Kaffeetisch gehabt.

Daß dieser Genuß mit ganz anderen Dingen zusammenhing, die außerhalb der Hausfrauentugend lagen, ahnte Frau Berger freilich nicht.

Jedenfalls war die Bahn jetzt frei und am nächsten Tage, dem verabredeten Sonntag, sollte Inge sich um sieben Uhr früh an der Ecke der Danziger Straße einfinden. Da nur ein Reisetag bewilligt war, wurde die Frage des Gepäcks nicht erörtert. Frau Berger aber ließ es sich nicht nehmen, ein stattliches Frühstückspaket auf den Weg in Aussicht zu stellen.

Als Wolfram sich zum Fortgehen anschickte, war die Zeit schon reichlich vorgeschritten, und die künftige Schwiegermama hätte den jungen Mann gar zu gern zum Abendbrot bei sich gesehen, aber er lehnte mit Bedauern ab und schützte geschäftliche Besprechungen vor. In Wirklichkeit wollte er nur noch in aller Eile nach T. telephonieren, um sich nochmals zu vergewissern, daß alles in Ordnung sei, und um gleichzeitig seine Ankunft für Sonntag abend anzumelden.

Der Abschied zwischen Frau Berger und ihrem künftigen Schwiegersohn war überaus herzlich und rührend. Der alten Dame standen die Tränen in den Augen, als sie ihn bat, recht häufig wiederzukommen und sich in ihrer bescheidenen Häuslichkeit wie ein Mitglied der Familie zu fühlen. Wolfram dankte für die gastliche Aufnahme und versprach, der freundlichen Einladung so oft zu folgen, als die Zeit es ihm erlaube, im übrigen hoffe er, – sich selbst sehr bald als Mitglied der Familie betrachten zu dürfen. – – –

Nach dem Fortgange des jungen Mannes lagen sich Mutter und Tochter in den Armen, beide von höchstem Glücksgefühl beseelt.

Bei Frau Berger waren alle früheren Bedenken wie mit einem Schlage verschwunden und der Wunsch der Mutter im eigenen und der Tochter Interesse auf ein glückliches Gelingen des Heiratsplans wandelte die Hoffnung zur Zuversicht.

* * *

Der Sonntagsmorgen glich auch in der Natur einem Feiertag. Die Sonne strahlte schon in vollem Glanze, als Inge pünktlich an der verabredeten Stelle erschien, wo Wolfram mit seinem Auto bereits wartete. Nach

kurzem herzlichen Gruß wurde der Wagen angekurbelt und befand sich bald außerhalb der Großstadt, die heute noch kaum aus dem nächtlichen Schlummer erwacht war.

Nun ging es mit gesteigerter Schnelligkeit durch den Spandauer Forst auf glatter Chaussee nach Nauen und weiter durch freundliche Städtchen und blühende Dörfer, links und rechts die huschenden Bäume wie Gespenster, aufkreischende und flatternde Vögel, über ihnen der blaue Himmel mit dahineilenden weißen Schäfchenwolken und im Herzen ein unendliches wortloses Glück.

In Zwischenräumen an Straßenkurven das häßliche, fast stechende Hupensignal, das jedesmal die Stimmung zerriß. Menschen und Tiere liefen in den Dörfern schreiend auseinander, und nur ein bissiger Hund verfolgte gelegentlich mit lautem Gekläff das Automobil für eine kurze Strecke; dann aber kehrte in den leise rauschenden Wäldern beim Gesang der Vögel die herrliche Ruhe und Feierlichkeit in der Natur wieder zurück und umwehte die Liebenden mit einem Festtagshauch, der ihre Seelen weihevoll stimmte.

Die Hände ineinander verschlungen, saßen beide tief in die Rückwand des Wagens gelehnt und schwelgten lautlos in all der Pracht, die sich ihnen offenbarte. – – Gedanken und Herzen vereint zu tiefstgefühltem Sichfinden in der Einsamkeit.

* * *

Die Zeit eilte in rascherem Fluge dem sausenden Gefährt voraus. Schon stand die Sonne ziemlich hoch am Himmel, Wittenberge war längst passiert, und der Wagen steuerte durch Wälder von meilenweiter Ausdehnung dem reizvollen Ludwigslust entgegen, wo Mittagsrast gehalten werden sollte. – – –

Staubbedeckt stand das Auto vor dem ersten Gasthaus der Stadt. Das von Frau Berger mitgegebene Frühstück war längst verzehrt und das Mahl mundete vortrefflich, wie immer nach einem längeren Luftbade.

Inge reckte die Glieder in fröhlichster Laune und wandelte mit ihrem Verlobten einige Zeit in den schattigen Anlagen umher, da die Körper, von der langen Fahrt erschläfft, etwas Bewegung verlangten. Das Mädchen dachte hier schon an die Heimfahrt, aber Wolfram befürwortete eine Weiterreise bis Neumünster über Ratzeburg, zumal diese Stadt auf einer Insel mitten in einem herrlichen See gelegen wäre und auch Neumünster viele landschaftliche Schönheiten böte.

Es lag dem Entführer vor allem daran, immer mehr Zeit zu gewinnen, um schließlich mit Volldampf über die Grenze zu rasen. Seiner nichts ahnenden Verlobten riet er noch für alle Fälle, eine Postkarte an ihren Chef zu schreiben und mitzuteilen, sie habe aus verwandtschaftlichen Gründen plötzlich eine Reise antreten müssen, und es sei nicht ganz sicher, ob sie am Montag schon wieder im Geschäft erscheinen könne. Er begründete diese angebliche Vorsicht damit, daß sie vielleicht erst in der Nacht nach Berlin zurückkehren würden. Eine Ansichtskarte ähnlichen Inhalts wurde auch an Frau Berger geschrieben.

Inge war von dem Reisefieber so gepackt, daß ihr diese Ratschläge nicht unwillkommen schienen. Nur die Pflicht drängte sie, rechtzeitig umzukehren; denn wenn es nach ihrem eigenen Wunsch gegangen wäre, hätte sie am liebsten die entzückende Fahrt mit ihrem Verlobten noch wochenlang fortgesetzt. — — —

Der Wagen wurde wieder angekurbelt und lief mit halber Geschwindigkeit durch landschaftlich interessante Gegenden über Hagenow nach Ratzeburg, wo eine Rundfahrt durch das Städtchen unternommen wurde. Auf der Weiterreise über Oldesloe war in vorgerückter Nachmittagsstunde Neumünster erreicht.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei Kaffee und Kuchen machte Wolfram den Vorschlag, noch bis Rendsburg zu fahren, wo der Nordostseekanal seinen Ausgang nehme und in den Hafenanlagen viele Schiffe zu sehen seien. Da Inge mit Ausnahme der Spreekähne und Sterndampfer überhaupt noch kein seetüchtiges Schiff gesehen hatte, bedurfte es keiner weiteren Überredungskunst.

Es begann bereits zu dämmern, und man mußte daher die Fahrt beschleunigen, wenn man noch etwas sehen wollte, meinte der Verlobte; und es ging nun mit größerer Schnelligkeit nach dem nicht sehr entfernten Städtchen, wo sich in der Tat ein buntbewegtes Hafenbild mit dem prächtigen Abendhimmel als Hintergrund darbot, bei dessen Anblick das Mädchen in Verwunderung und Entzücken geriet.

Während die Scheinwerfer angezündet wurden, unterhielt sich Wolfram im Flüsterton mit dem Chauffeur, ohne von Inge, die angesichts der wundervollen Szenerie in Gedanken versunken war, beobachtet zu werden.

Als nun der Wagen Rendsburg verlassen und die glatte Chaussee in nordwestlicher Richtung erreicht hatte, setzte er plötzlich mit aller Kraft ein und flog mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß nur noch die

Lichtkegel der Scheinwerfer wie zwei tastende Riesenfangarme zu sehen waren und Bäume und Häuser wie Nebelgebilde auftauchten und sich sogleich wieder verflüchtigten. Der Wagen ratterte und schüttelte, dichte Staubwolken aufwirbelnd, und der Luftzug piff Inge wie eisiger Sturm um die Ohren, so daß sie den Kragen des Mantels hochschlug und dennoch fröstelte. Still schmiegte sie sich an den Verlobten, der merkwürdig ernst in die Ferne sah; denn es war ihr bei dieser Höllenfahrt im Halbdunkel nicht sehr wohl zumute. Aber sie dachte sich, es ginge nach Berlin zurück und der Chauffeur wollte vor Morgengrauen dort noch eintreffen.

Selbst als die Grenze bei Friedrichstadt erreicht war und die Zollbeamten mit ihren Laternen erschienen und den Wagen halten ließen, um nach verzollbaren Waren und den Pässen zu fragen, merkte Inge noch immer nichts von der Täuschung; denn sie war ermüdet und die Augen fielen ihr zu.

Der Aufenthalt dauerte hier nur wenige Minuten, und bald war auch Husum passiert und das Reiseziel, die Stadt T., lag nur noch etwa vierzig Kilometer entfernt. — — —

Wolfram schwankte längere Zeit, ob er seiner Verlobten, die neben ihm eingeschlummert zu sein schien, das Geheimnis der Fahrt endlich verraten sollte; denn er hielt es für sehr gewagt, erst bei der Ankunft vor dem Hotel die Wahrheit zu gestehen.

Schon waren am Horizont die Lichter von T. zu erblicken, und in einer knappen halben Stunde konnte man an Ort und Stelle sein.

Der junge Mann wurde etwas unruhig, er blickte auf Inge, aber sie schlief anscheinend so fest, daß er es nicht übers Herz brachte, sie zu wecken. Ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Der Wagen fuhr plötzlich über ein Kopfsteinpflaster auf der Landstraße und geriet dadurch in starke Erschütterungen.

Inge wachte jäh auf, rieb sich die Augen und fragte: „Wo sind wir jetzt?“ „Kurz vor der Stadt T. in Dänemark“, erwiderte Wolfram lakonisch und verbiß sich ein Lächeln.

„In Dänemark?“ kam es gedehnt und erstaunt von den Lippen des Mädchens, „haben wir uns denn verirrt? Ich denke, wir sind auf dem Wege nach Berlin?!“

„Beruhige dich, Herzensschatz“, sprach der Entführer jetzt mit absichtlichem Humor und drückte seine Verlobte an sich, „beruhige dich,

es war ein netter Einfall von mir, dir mal eine ausländische Stadt zu zeigen. Ich konnte dich doch nicht erst um Erlaubnis fragen, weil du eingeschlafen warst. Im übrigen wird dir kein Haar gekrümmt werden. Wir steigen als Bruder und Schwester im Hotel ab und nehmen getrennte Zimmer. Und morgen früh, wenn du recht gut ausgeschlafen bist, halten wir ein trauliches und vergnügtes Plauderstündchen!“

Inge wurde jetzt ganz munter. Sie glaubte zwar noch immer zu träumen, als ihr Wolframs Worte ins Ohr drangen, aber allmählich begriff sie, daß ihr Verlobter sie scherzhaft überraschen und ihr eine Freude bereiten wollte. Deshalb durfte sie ihm auch kaum grollen. Die Gedanken, die ihr jetzt durch den Kopf gingen, als sie sinnend in die Ferne blickte, waren ganz anderer Art. Noch nie hatte sie das Elternhaus verlassen, noch nie eine Nacht in einem Hotel verbracht. Und noch dazu allein in einem Zimmer. Und keine Wäsche zum Wechseln nach der staubigen Fahrt, keinen Kamm, keine Bürste, nicht einmal ein Stückchen Seife. Und nun erst das Frisieren am Morgen, das sie bei ihren langen Haaren allein nicht zustande brachte. – Und schließlich, was würde die Mutter dazu sagen, wenn sie eine Nacht aus dem Hause bliebe, mit ihrem Verlobten unter einem Dach?

Sie schämte sich, und eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. Aber niemand sah es, denn es war ganz dunkel geworden. Und Wolfram, der sie mit Spannung beobachtete, dachte auch nicht im geringsten daran, daß die Gedanken, die sie gerade bewegten, ihr die Schamröte ins Gesicht trieben. Vielmehr nahm er an, daß ihr nachdenkliches Verhalten eine Folge seines angeblichen Einfalls sei und sie sich gekränkt fühle.

„Du sagst ja gar nichts, mein Liebling“, begann er wieder in fröhlichem Ton, „nicht ein Wort der Freude kommt über deine Lippen!“

„Ach, Liebster“, seufzte sie, „dein lustiger Einfall kommt mir wirklich zu überraschend, als daß ich mich darüber freuen sollte. Ich weiß nicht, ob ich mich in einem fremden Hause wohl fühlen werde, denn es ist die erste Nacht, die ich ohne meine Mutter verbringe. Und dann die vielen Alltagsdinge, die einem jungen Mädchen bei der Toilette unentbehrlich sind. Davon hast du als Mann keine Ahnung. Deine Koffer sind hinter dem Wagen angeschnallt, du hast alles bei dir, ich nichts. Und wer soll mich morgen früh frisieren? Ich bin ganz ratlos!“

Das Auto fuhr in die Stadt ein. Man hörte fremde Laute, sah andere Uniformen. Inge schaute neugierig hinaus.

„Was das Frisieren anbetrifft, Herzensschatz“, erwiderte Wolfram launig, „möchte ich dir am liebsten selbst helfen. Aber da ich annehme, daß dir meine Geschicklichkeit nicht genügt, werde ich pünktlich für eine Haarkünstlerin sorgen. Offenbare mir nur alle deine kleinen Wünsche und betrachte mich als deinen Hausmeister und Reisemarschall. Und was deine notwendigen Kleinigkeiten anbetrifft, die für ein junges Mädchen unentbehrlich sein sollen, so ist alles da, was du brauchst, – der eine Koffer dahinten gehört dir!“

Inge konnte auf diese zweite Überraschung nichts mehr antworten, denn das Auto hielt vor einem hell erleuchteten Gebäude, und der Hotelportier öffnete grüßend und mit tiefer Verbeugung den Wagenschlag.

* * *

Der Geschäftsführer wußte Bescheid, denn die Zimmer waren bestellt. Als Wolfram die Namen in das Fremdenbuch schrieb, stand Inge hinter ihm und stieß ihn heimlich an, weil es sie sonderbar berührte: Ingeborg und Wolfram Markgraf aus Berlin zu lesen. Der junge Mann machte eine wichtige Miene und sagte schelmisch: „Die Namensverbindung hat doch einen guten Klang, du mußt dich beizeiten daran gewöhnen. Ich hoffe, daß du selbst sehr bald den Namen Markgraf unterzeichnest!“

Inge verstand den Sinn dieser Worte nicht. Sie hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken und etwas zu erwidern, denn es kam der Hausdiener herbei, um die Koffer auf die Zimmer zu bringen. Sie war auch so ermüdet von den Eindrücken des Tages, die wie in einem Sturm an ihr vorbeijagten, daß sie sich nach Ruhe sehnte.

„Der große Koffer kommt in das Zimmer meiner Schwester“, befahl Wolfram, „den kleineren nehme ich selbst mit hinauf!“

Er verabschiedete sich dann von Inge, indem er ihr auf der Treppe unbeobachtet einige Küsse aufdrückte und recht gute Nacht wünschte.

In seinem Zimmer angelangt, klingelte er nach dem Stubenmädchen und bestellte für seine „Schwester“ morgen früh um halb neun Uhr eine Friseurin.

* * *

Inge betrachtete mit einer gewissen Neugierde den behaglich eingerichteten Raum, der ihr für die eine Nacht – wie sie vermutete – angewiesen war, und wunderte sich nicht wenig über den Aufwand an Luxus in einem Zimmer, das nur zum Schlafen diente. Im Vergleich zu

der einfachen und zweckmäßigen Wohnung ihrer Mutter dünkte sie sich hier wie durch ein Zauberwort in eine andere Welt versetzt. Sie wollte noch zur Straße hinausblicken und öffnete mechanisch das Fenster, aber die Augen fielen ihr bald zu, und deshalb kehrte sie wieder um, setzte sich auf das Bett und begann sich zu entkleiden.

Jetzt erst kam ihr der Koffer in den Sinn, der auf einem besonderen Untergestell in der Nähe der Türe stand. Sie bemühte sich vergebens, den verschlossenen Koffer zu öffnen, bis sie nach langem Herumsuchen endlich den Schlüssel fand, der, an einer Schnur befestigt, am Griff herunterhing.

Als der Deckel aufgeklappt war, glänzte ihr zunächst ein reich besticktes dunkelblaues Kleid aus Crêpe de Chine entgegen. Halb träumend nahm sie das kostbare Gewand vorsichtig heraus und legte es auf das Sofa. Unter dem ersten Kleid lag ein zweites aus braunem Velvet, für die Reise bestimmt, in demselben Koffereinsatz. Inge traute ihren Augen kaum. Dann hob sie den Einsatz heraus und gewährte mit steigender Verwunderung in dem unteren Teile des Koffers ein Fach mit Wäsche, einen kleineren Behälter mit Stiefeln und Hausschuhen, und einen festen Raum für Hüte. Der Anblick dieser ein Mädchenherz immer erfreuenden Herrlichkeiten hatte sie so erregt, daß die Müdigkeit allmählich zu schwinden begann. Sprachlos vor Staunen und Entzücken betrachtete sie jeden Gegenstand mit behaglichem Vergnügen, probierte die Kleider an, setzte die Hüte auf, schaute beglückt in den Spiegel, und ordnete die Wäsche nach ihrem augenblicklichen Bedarf.

Es fehlte wirklich an nichts. Von Bürsten, Kämmen, Mundwasser, Seife, Haarnadeln, Nachthemden, Frisierjacken usw. bis zu den zierlichsten Hausschuhen war alles in bester Beschaffenheit und im vornehmsten Geschmack vorhanden.

Diese zweite Überraschung war für Inge zweifellos noch größer und nachhaltiger, als der plötzliche Ausflug in ein fremdes Land, aber sie konnte die kostspielige Fürsorge ihres Verlobten noch nicht anders deuten, als das dringende Verlangen, ihr eine Freude zu bereiten, wozu er sich eben der Fahrt über die Grenze mit dem notwendigen Aufenthalt im Hotel als Vorwand bediente. Erst als sie sich zur Ruhe legte, kam ihr der Gedanke, Wolfram habe die Sachen schon bei der Abreise mit sich geführt, also müsse er wohl bereits in Berlin die Absicht gehabt haben, mit ihr in einer anderen Stadt zu übernachten, und zugleich fiel es ihr auf, daß ihr Verlobter, der sich sonst so offenherzig und

vertrauenswürdig gab, vorher von seinem Plan kein Wörtchen erwähnte.

— — —

Beglückte Mädchen aber sind von jedem Argwohn weit entfernt. Und so schlummerte auch Inge bald ein, ohne ihren Erwägungen weiter zu folgen und ohne sich in Grübeleien zu ergehen, die angesichts der reichlichen und kostbaren Gaben ihrem Gefühle nach lieblos und undankbar gewesen wären.

* * *

Wolfram wartete schon eine ganze Weile am Frühstückstisch, als Inge, angetan mit dem neuen Reisekleid und in fröhlichster Laune, gegen neun Uhr erschien. Nach der ersten herzlichsten Begrüßung, und nachdem sie sich darüber beklagt hatte, daß die Friseurin kein Wort Deutsch verstand, machte sie ihrem Verlobten mit kindlich schmollender Miene Vorwürfe über den geheimnisvollen und prächtigen Inhalt des Koffers, und hieran knüpfte sie sogleich die Frage, weshalb er nicht schon in Berlin, wo er die Sachen besorgt haben müsse, von der geplanten längeren Fahrt wenigstens andeutungsweise gesprochen habe.

Der junge Mann kam hierdurch in einige Verlegenheit. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte, denn es schien ihm nicht günstig, im Hause, wo man belauscht werde und wo schließlich fast das ganze Personal Deutsch verstand, mit seinem Heiratsplan als Ursprung aller Überraschungen hervorzutreten. Er begnügte sich daher, über die unangenehme Frage seiner Verlobten mit einem leichten Achselzucken hinwegzukommen und mit einer Handbewegung zum Ausdruck zu bringen, es verlohne sich nicht, solcher Kleinigkeiten wegen viele Worte zu machen.

Inge ließ sich denn auch das schmackhafte, mit allen dänischen Feinheiten ausgestattete Frühstück köstlich munden, ohne ihre Frage weiter zu erörtern, und war nach beendeter Tafel selbstverständlich gern bereit, mit ihrem Verlobten die Stadt zu besichtigen und einen Spaziergang in die Umgegend zu unternehmen.

In dem kleinen Orte war nichts Sehenswertes zu erblicken, nur die Firmenschilder mit ihren unverständlichen Aufschriften und einige Beamten und Soldaten in fremdartigen Uniformen boten der jungen Berlinerin den Reiz des Sonderbaren. Aber die landschaftliche Umgebung und namentlich ein dichtes Laubgehölz lud zum Wandern ein, und bald befanden sich beide in idyllischer Einsamkeit Hand in

Hand, wie zwei große Kinder, auf einem schmalen Fußweg, der durch den Wald führte.

Fast lautlose Stille herrschte unter dem harzig duftenden Ästegerank der Bäume. Nur ab und zu das Trillern eines Vogels hoch im Wipfel, oder das leise Rascheln einer grün gefleckten Eidechse, die durch die trockenen Gräser des Waldbodens sprang. — — —

Wolfram hielt den Augenblick für gekommen, Inge in seinen Plan einzuweihen und ihre Zustimmung zu der angemeldeten standesamtlichen Trauung zu erlangen.

Zärtlich zog er sie an sich, legte seinen Arm um ihre Hüfte und sprach mit leise vibrierender Stimme, die seine tiefe innere Erregung verriet:

„Liebster Herzensschatz, heute morgen hattest du eine Frage an mich gerichtet, deren Beantwortung ich dir schuldig geblieben bin. Jetzt will ich dir gestehen, daß die Anschaffung der Bekleidungsstücke und des sonstigen Inhalts deines Koffers bereits in Frankfurt erfolgt war, und daß ich mit der Absicht nach Berlin gekommen bin, dich ins Ausland zu entführen ...!“

Inge blieb bestürzt stehen und schaute ihrem Verlobten verblüfft und forschend ins Gesicht.

Der junge Mann zog das Mädchen nun noch fester an sich, und weiterschreitend fuhr er in derselben Tonart fort:

„Du brauchst dich durchaus nicht zu beunruhigen, meine grenzenlose Liebe zu dir muß dir eine Bürgschaft dafür sein, daß ich nur von den lautersten Absichten beseelt bin. Und die unsagbaren Qualen, denen ich deinetwegen dauernd unterworfen war, die Sorge um dein persönliches Wohlergehen, die lange Trennung ohne Aussicht auf eine baldige Vereinigung und alle die vielen Begleiterscheinungen meiner unausrottbaren Liebe zu dir sind gerade die Beweggründe gewesen, die mich zu meinem wohl überlegten Schritt veranlaßt haben. Alle Vorbereitungen sind getroffen; wir müssen jetzt in unserem beiderseitigen Interesse endlich zu einem Abschluß kommen, und deshalb will ich morgen mit dir zum Standesamt gehen und unter Wahrung aller bürokratischen Formen unseren Ehebund rechtmäßig beurkunden lassen. Ich hoffe, daß du deinem und meinem Herzen den Frieden bereiten wirst, nach dem wir uns beide sehnen. Was sollte auch deiner Einwilligung entgegenstehen?!“

Inge war während dieser Eröffnung vor Schreck erblaßt. Nachdenklich schritt sie neben Wolfram einher und ließ sich von ihm mehr führen, als sie selbst ging; denn eine Fülle von Gedanken schwirrten in ihrem Kopf herum, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich zu einer Erwiderung gesammelt hatte.

„Geliebtester“, begann sie endlich stockend und im Flüsterton, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, „deine Worte haben eine solche Verwirrung in mir angerichtet und mein Herz so tief erschüttert, daß es mir wirklich schwer fällt, dir eine befriedigende Antwort zu geben. Nur das eine ist mir sogleich zur Erkenntnis gekommen, daß dein Unternehmen sehr unüberlegt und unberechnet war. Hättest du mich nur vorher mit einem einzigen Worte in deinen Plan eingeweiht! Was du mir von deiner Seelennot gesagt hast, trifft auf mich vielleicht in noch stärkerem Maße zu. Unsere Empfindungen sind die gleichen, das Ziel unserer Sehnsucht ist dasselbe. Und ich würde das glücklichste Mädchen unter der Sonne sein, wenn wir die Hindernisse, die sich uns entgegenstellen, überwunden hätten. Es wäre aber für unser Lebensglück durchaus falsch, nur der Stimme des Herzens zu folgen und unserer tiefen Leidenschaft nachzugeben, ohne die Vernunft walten zu lassen. Du weißt, welche Meinung dein Vater von mir hat. Ich schäme mich allein in dem Gedanken daran, und ich würde vor Kummer vergehen, wenn ihm bekannt wäre, daß wir gemeinschaftlich diese Fahrt unternommen haben. Obwohl mein Gewissen ganz rein ist und dein Vater nur in einer merkwürdigen Verblendung zu seiner mich entehrenden Auffassung gelangt ist – die ich ihm übrigens aus Hochachtung vor seinen Charaktereigenschaften längst gern verziehen habe –, so kannst du aus Liebe zu mir doch kaum wünschen, daß ich vor den Augen deines Vaters als eine Geächtete dastehe, als ein Mädchen, das seinen einzigen Sohn umgarnt und seiner Ansicht nach – was schließlich begreiflich erscheint – zu einer Heirat im Auslande verleitet hat. Anders würde er diese plötzliche Eheschließung gegen seinen Wunsch wohl kaum auffassen. Und es käme ihm auch sicher nicht die Idee, daß du ohne meine Mitwirkung den Entschluß zu deinem abenteuerlichen Unternehmen allein gefaßt habest. Denke ferner an dich selbst! Willst du deinem Vater, dem du deine Erziehung und Existenz zu verdanken hast, für das ganze Leben fern bleiben, und könntest du ohne Gewissenspein mit ansehen, daß er sich vielleicht zu Tode grämt, seinen einzigen Sohn, die Hoffnung seines Alters, eines Mädchens wegen verloren zu haben?! Und würde nicht schließlich im Laufe der Jahre deine Liebe zu mir sich in Haß verwandeln, weil ich zu deinem unüberlegten Schritt nicht nur die

Veranlassung war, sondern nachträglich sogar meine Einwilligung dazu gegeben hatte?! Sei also vernünftig, Liebster, und gib den unglückseligen Gedanken auf, der deinem Vater einen Schimpf antut, den er wie eine Verhöhnung seiner väterlichen Autorität und wie einen Faustschlag ins Gesicht empfinden muß!“

Während dieser ganzen Rede hatte Wolfram vor Erbitterung seine Lippen zernagt und die Stirn in tiefe Falten gelegt. Jetzt seufzte er schwer auf und blieb stehen.

„Kehren wir um“, sagte er mit hohler Stimme, „der Wald erdrückt mich. Meine Hoffnungen sind vernichtet!“

Schweigend traten sie den Rückweg an. Das liebliche Gezwitscher der Vögel in den Bäumen, das ihnen kurz zuvor ein entzückender Ohrenschaus gewesen, empfanden die Verlobten jetzt als eine peinliche Belästigung in ihrer zermürbten Gemütsverfassung. — — —

Denn zwischen ihnen stand wieder unsichtbar und drohend dieselbe Gestalt, die einen Schatten verdüsternd auf ihre Liebe warf.

* * *

Als beide das Gehölz verlassen hatten und freiere Luft sie umwehte, begann Inge die Unterhaltung wieder mit zärtlichsten Worten, sich innig an Wolfram schmiegend: „Sieh, Herzensschatz, deine Äußerung von der Vernichtung deiner Hoffnungen hat dir nur der Augenblick eingegeben. Es ist nichts verloren, wir sind die gleichen wie vorher. Nur ein phantastisches Unternehmen ist in die Brüche gegangen, nichts weiter. Später wirst du mir dankbar dafür sein, daß ich dich vor einer unüberlegten Handlung bewahrt habe. Ich rate dir, sofort nach Berlin zurückzukehren, mit deinem Vater eine Versöhnung anzubahnen, ihn auf seine Irrtümer aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, dir seinen Segen zu geben. Ich habe die feste Überzeugung, daß es nicht vieler Mühe bedarf, ihn umzustimmen. Du weißt, wie gern er mich gehabt hat, und ...!“

Wolfram unterbrach heftig: „Nun, und an seine Eifersucht denkst du nicht?! Ich glaube, die Wut, daß ich dich besitzen könnte, ist überhaupt der Ursprung seiner Verblendung. Er gönnt dich mir nicht und fühlt sich noch dazu in seiner Eitelkeit verletzt!“

Inge erwiderte lächelnd: „Die Tonart, in der du von deinem Vater sprichst, läßt mich eher annehmen, daß es *deine* Eifersucht ist, die dir solche Worte eingibt! Warum sollte ein so vernünftiger, logisch

denkender Mann von der Art deines Vaters sich nicht überzeugen lassen, daß das Glück seines Sohnes auch sein Glück sei? Und da er mich für würdig hielt, seine Frau zu werden, kann er mich doch wohl kaum als Schwiegertochter zurückweisen. Dies alles sind so zwingende Gründe, an den Umschwung der väterlichen Gesinnung zu glauben, daß sich unsere Hoffnung auf eine baldige Vereinigung eher verwirklichen wird, als es dir jetzt in deiner schlechten Laune scheint. – Wir wollen uns freuen, eine so schöne Reise hinter uns zu haben, und wir wollen uns unsere frohe Zuversicht und unser stilles Glück nicht durch unnütze Phantastereien schmälern. Zwinge dich, noch weiter ernst zu bleiben, wenn du dir vorstellst, daß ich durch eine Heirat mit deinem Vater deine Mutter geworden wäre. Welchen Respekt hättest du mir da entgegenbringen müssen!“

Wolfram lachte jetzt hell auf. „Na, das wäre eine nette Bescherung gewesen, eine düstere Familientragödie hätte sich dadurch entwickelt, ein Drama mit mehreren Akten und einem tragischen Ende! Insofern hast du ja nicht unrecht, als ein Mißgeschick, das man für unerträglich hält, im Vergleich zu einem schlimmeren Unglück schließlich wie eine ganz harmlose Sache aussieht. Trotz alledem hat mich deine Weigerung augenblicklich in eine so üble Laune versetzt, daß ich deine Vernunftgründe noch nicht verdauen kann!“

Die Unterhaltung geriet ins Stocken, und fast wortlos legten die Verlobten den Weg zum Hotel zurück.

Zu einer fröhlichen Stimmung kam es auch den ganzen Nachmittag nicht mehr. Inge schrieb eine Ansichtskarte an ihre Mutter, Wolfram fügte einen Gruß hinzu, und da es in T. keinerlei Zerstreuungen gab, beschränkte man sich auf eine Autofahrt in die weitere Umgebung der Stadt. – – –

Zu einer sofortigen Rückkehr nach Berlin verspürte der junge Mann nicht die geringste Lust; er trug immer noch ein Fünkchen Hoffnung mit sich herum, daß die gewissenhafte Denkungsart seiner Verlobten sich vielleicht durch eine plötzliche Eingebung ändere. Mit Unbehagen dachte er ferner an seinen Rechtsanwalt in T., den er nun vergebens bemüht habe, und der ihn nach seinem telephonischen Anruf heute bestimmt erwartete. Was sollte er zu seiner Entschuldigung anführen, um nach dem Zusammenbruch des ganzen Unternehmens nicht als unfähiger, zielloser Mensch zu gelten? Diese und ähnliche Gedanken verbitterten ihm jedes Gefühl des Wohlbehagens und unterdrückten

unbewußt in ihm jene warmherzige Fürsorge, die Inge als Betätigung seiner Liebe so dankbar empfand.

Während der Spazierfahrt saß das Mädchen ebenso schweigsam neben ihm und grübelte den ganzen Tag darüber nach, mit welchen Mitteln Wolfram von seinem Trübsinn befreit werden könnte. Auch über ihren eigenen Standpunkt gab Inge sich Rechenschaft und erwog, ob ihr Verlobter nicht vielleicht an ihrer Liebe zweifeln und ihren Widerstand als eine Rücksichtnahme auf lediglich wirtschaftliche oder äußere familiäre Fragen deuten könnte.

Aber trotz eindringlichster Selbstbetrachtung kam immer wieder die Erkenntnis zum Durchbruch, daß sie im Interesse ihres Verlobten und aus Liebe zu ihm nicht anders handeln könne, und daß ihre Einwilligung zu einer plötzlichen Eheschließung im Auslande nur selbstsüchtig sein würde.

Da alle ihre Überzeugungsgründe erschöpft waren, mußte sie es nunmehr ihrem Verlobten überlassen, durch eine gründliche Nachprüfung ihrer Ansichten und Ratschläge selbst zu dem Entschluß zu gelangen, seinen abenteuerlichen Plan als verfehlt aufzugeben.

Es stimmte sie überaus wehmütig, Wolfram so niedergedrückt neben sich zu sehen, aber sie fühlte sich der augenblicklichen schmerzlichen Spannung gegenüber völlig machtlos und hätte sich am liebsten in ihrem Zimmer allein ausgeweint. — — —

Die frische Luft und die Eindrücke der landschaftlich schönen Umgebung hatten jedenfalls bewirkt, daß Wolfram nach der Rückkehr von dem Ausflug am Abendisch nicht mehr so schweigsam war wie den ganzen Nachmittag.

Man unterhielt sich in harmloser Weise, ohne die streitige Frage mit einem einzigen Worte zu berühren, so daß Inge wieder leidlich froh und hoffnungsvoll nach herzlichem Nachtgruß und Kuß zu Bett gehen konnte. — — —

Als sich beide des Morgens wieder am Frühstückstisch trafen, war mit dem jungen Mann eine sichtbare Wandlung vorgegangen. Seine trüben Gedanken hatten sich verflüchtigt und, alle leidenschaftlichen Impulse zurückdrängend, vernünftig klarer Überlegung Raum gegeben. — Die nächtlichen Stunden der Schlaflosigkeit, die er auf seinem Lager grübelnd verbrachte, schafften ihm die Erkenntnis von der Klugheit und Einsicht seiner Verlobten. Und er erlangte selbst die Gewißheit, daß ein Bruch mit seinem Vater, schon aus geschäftlichen Gründen, auf die

Dauer unmöglich und eine Versöhnung im Laufe der Zeit selbstverständlich sei. Dann aber wäre es mit dem Familienleben für immer vorbei, weil sein Vater die heimliche Ehe mit Inge niemals anerkennen würde. Eine solche Gefährdung des ehelichen Friedens hätte sowohl ihn wie seine Frau trotz aller gegenseitigen Liebe stets beunruhigt und vielleicht nach Jahren zu getrennten Wegen geführt. Und insofern mußte er Inge schließlich recht geben, daß ein reines und ungetrübtes Liebesglück bei einer Trennung zwischen Vater und Schwiegertochter nicht gut möglich sei. Andererseits aber hätte Wolfram eine Nichtachtung seiner Frau keineswegs dulden können, und der Konfliktstoff wäre auf diese Weise nie zu beseitigen gewesen.

In diesem Gedankenkreis, der sich immer wieder um dieselben Punkte bewegte, erkannte also Wolfram auch als einzigen Ausweg die Versöhnung zu dreien.

Inge war überaus glücklich, als ihr Verlobter gestand, daß ihre Meinung die vernünftigere gewesen sei, und daß er sich entschlossen habe, mit seinem Vater zu sprechen.

Die Rückkehr nach Berlin wurde für den nächsten Vormittag zehn Uhr festgesetzt. – Wolfram besuchte seinen Rechtsanwalt in T. und erledigte die peinliche Angelegenheit durch eine geschickte Einigung über die Hinfälligkeit des Auftrags und besonders durch reichliches Honorar.

Der ganze Tag wurde durch Autofahrten nach benachbarten Ortschaften ausgefüllt. – Die fröhlichste Stimmung war wieder in die Herzen der Liebenden eingekehrt.

* * *

Der Untersuchungsrichter hatte mit den Straftaten Anuschats nicht viel anfangen können, da die Indizien nicht ausreichten, ihn seiner schändlichen Tat zu überführen. Zwar waren die Verdachtsmomente sehr dringend, aber die Strafkammer mußte zur Eröffnung des Hauptverfahrens greifbare Beweise haben und an solchen fehlte es. Unter diesen Umständen mußte Anuschat aus dem Gefängnis entlassen werden.

Kaum hatte er jedoch seine Bewegungsfreiheit wieder erlangt, verfiel er sofort seiner alten Verfolgungssucht, und seine Rachedgedanken beherrschten ihn stärker denn je zuvor, weil jetzt noch die Wut über seine Festnahme und Geistesuntersuchung hinzukam. Andererseits aber war sein Dünkel bis zur höchsten Selbstüberhebung gestiegen, denn er betrachtete

die Straflosigkeit seiner Tat lediglich als eine selbstverständliche Folge der eigenen Vorsicht und Klugheit.

Nach der Freilassung galt sein erster Weg dem Schauplatz seines Verbrechens, dem Industriegebäude, wo sich Inges Arbeitsstätte befand. Er bediente sich von nun an seines Fahrrades, das er sich vom Boden geholt und instand gesetzt hatte. Schon nach einmaliger Beobachtung verschaffte er sich die Gewißheit, daß das Mädchen dem Büro fern geblieben war. Dies beunruhigte ihn sehr, und er verlegte deshalb seinen Überwachungsposten nach Inges Wohnhaus und Straße. Zu Frau Berger hinauf zu gehen und sich harmlos zu unterhalten, wagte er nicht. So blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Ermittlungen indirekt anzustellen.

Vom Glück begünstigt, traf er schon am ersten Morgen den Briefträger, der ihn als einen Verwandten der Frau Berger kannte, gerade vor dem Nebenhause, das er sich als Versteck ausersehen hatte. Bei der Begrüßung des Postboten kam ihm der Gedanke, nach Briefen für Bergers zu fragen, und der Beamte verabfolgte ihm ohne Scheu eine Ansichtskarte.

Sofort erkannte Anuschat Inges Schriftzüge, und lesend entnahm er schäumend vor Wut, daß sich das Mädchen in Gemeinschaft mit ihrem Verlobten in der Stadt T. befinde. Höhnisch grinsend glaubte er nun einerseits, daß das Mädchen bereits sittlich gefallen sei und nannte die Mutter eine Kupplerin, andererseits aber schwoll seine Erregung gegen den Verführer bis zur Tobsucht an, und seine ohnmächtige Eifersucht heischte Blut als Sühne.

Fast gänzlich von Sinnen, fuhr er die Straße ohne Ziel und Zweck bis zum Untergrundbahnhof hinunter. Hier fiel ihm ein, daß es gefährlich sei, die Karte zu unterschlagen. Er kehrte daher wieder um, radelte bis zum Hause der Frau Berger, stellte das Fahrrad auf den Hof und schlich sich die Treppen hinauf, um unbemerkt die Karte in den Briefkasten zu werfen.

Die Stadt T. hatte er sich ganz genau gemerkt, und sein Entschluß stand fest, noch am selben Tage dorthin zu reisen, das Liebespärrchen zu überraschen, und wenn möglich, gleich an Ort und Stelle als Rächer aufzutreten. — — —

Mangels einer direkten Schnellzugverbindung fuhr Anuschat zunächst nach Lübeck und von dort in Etappen bis an die dänische Grenze. Hier wurde er angehalten, weil er keinen Paß vorzeigen konnte. Und da er

auch kein Gepäck bei sich hatte, erregte er Verdacht und wurde von der Weiterfahrt ausgeschlossen. — — —

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Wie ein wildes Tier schlich er auf der spärlich beleuchteten deutschen Seite des Bahnhofs umher und zermürbte sein blutrünstiges Gehirn nach einem Ausweg. Zum Überfluß erfuhr er noch, daß der letzte Personenzug nach T. abgegangen sei und in der Nacht nur Güterwagen befördert würden. Diese Auskunft zeigte ihm die einzige Möglichkeit, wenn auch als kühnes Wagnis, nach T. zu gelangen. Er schrieb sich die einzelnen Haltestellen der kleinen Ortschaften auf, merkte sich die letzte Station vor T. und beobachtete unablässig die Güterwagen, die auf der dänischen Seite zu einem Zuge zusammengestellt wurden.

Seine blinde Verfolgungswut machte ihn jetzt auch noch zum Diebe. — In einem unbewachten Augenblick stahl er aus dem für dänische Schaffner bestimmten Raum eine Beamtenmütze. Dann schwang er sich über den die beiden Bahnsteige trennenden Zaun und kletterte in der Dunkelheit auf einen mit Eisenrohren beladenen Güterwagen, der mit einer Zeltplane bedeckt war. Hier kroch er hinein und legte sich flach hin, obwohl das kalte und harte Eisen eine qualvolle Unterlage bot. Aber niemand gewahrte ihn, und so gelangte er auf diese Weise bis kurz vor T. Unbemerkt kletterte er aus seinem Versteck, sprang von dem langsam fahrenden Zuge und legte die sieben oder acht Kilometer bis zu seinem Ziel zu Fuß zurück. — — —

Inzwischen war der Vormittag schon weit vorgeschritten, als Anuschat in T. eintraf. Die Bahnhofsuhr zeigte 10 Minuten nach zehn. Sein Weg führte ihn über eine breite Chaussee, die links vom Bahnhof in die Stadt mündet und den Bahndamm durchschneidet. Hier mußte er Halt machen, weil die Schranke heruntergelassen war. Auf der gegenüberliegenden Seite stand ein herrschaftliches Automobil, das er zunächst nicht beachtete, bis ein helles weibliches Lachen seine Aufmerksamkeit erregte.

Anuschat blickte hinüber, und sein Blut stockte in den Adern, denn in dem Wagen sah er, traulich aneinander geschmiegt und in übermütigster Laune — Inge und ihren Verlobten.

Der verschmähte und bis zum Wahnsinn eifersüchtige Liebhaber knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, aber er hatte nicht viel Zeit, über das aufreizende Bild, das sich ihm so unerwartet bot, nachzudenken, denn schon brauste der Zug über den Bahndamm. Die

Schranke ging in die Höhe und das Automobil setzte sich in der Richtung nach dem verblüfften Verfolger in Bewegung. Instinktiv duckte er sich, um nicht erkannt zu werden, und als der Wagen an ihm vorbeikam, schwang er sich auf die an der Rückwand angeschnallten Koffer und fuhr als unsichtbarer Passagier mit dem eiligst abziehenden Automobil davon.

Bald war das schützende dichte Laubgehölz erreicht, und der unheimliche Fahrgast fühlte sich geborgen.

Das Rattern des Motors ließ ihn nicht verstehen, was die Insassen sprachen, so sehr er auch die Ohren spitzte, aber ab und zu drang doch Lachen und Kichern zu ihm und jedesmal fühlte er sich wie mit scharfen Messern verwundet, und seine Schläfen hämmerten, als ob ihm der Schädel bersten wollte. Der Atem verging ihm vor innerer Glut. Er rang nach Luft und keuchte, daß die Nasenflügel sich zitternd bewegten und die blutunterlaufenen Augen ihm aus den Höhlen traten. In dieser stummen Raserei griff er in die Hosentasche, klappte einen zusammenlegbaren Dolch auf und zog sich an der Rückwand des Wagens in die Höhe, um blindlings auf die Insassen einzustechen.

Trotz der schnellen Fahrt aber verursachte die Bewegung des Angreifers eine Erschütterung, die nicht unbemerkt blieb. Wolfram wandte sich um, sah die bewaffnete Hand und das wutverzerrte Gesicht eines ihm fremden Mannes, dessen Absicht unverkennbar war, und im nächsten Augenblick sauste ein wuchtiger Faustschlag auf den Schädel des vermeintlichen Räubers nieder.

Anuschat fiel herab, überkugelte sich einige Male, sprang aber dann schnell wieder auf die Beine und verschwand, obwohl ihm alle Glieder schmerzten, eiligst im Dickicht des Waldes.

Als das Auto hielt und Wolfram und der Chauffeur die Strecke nach dem Angreifer absuchten, war von diesem keine Spur mehr zu entdecken.

Das gefährliche Ereignis hatte sich so schnell abgespielt, daß Inge erst während der Weiterfahrt von dem Überfall Kenntnis bekam und heftig erschrak. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie ihrem Verlobten auch von dem Fahrstuhlunfall infolge des durchgeschnittenen Drahtseils, und daß sie sich damals, wie die Leute sagten, in Lebensgefahr befunden habe. Der Verdacht sei übrigens auf Anuschat gefallen, weil man ihn im Hause gesehen habe, und der verrückte Mensch sei auch festgenommen worden. Was sonst aber mit ihm geschehen sei, wisse sie nicht.

Nach Inges Beschreibung glaubte Wolfram in dem Räuber mit Bestimmtheit Anuschat erkannt zu haben, aber die Verlobten vermochten sich nicht zu erklären, wie der wahnwitzige Verfolger, selbst wenn er schon aus dem Polizeigewahrsam entlassen worden wäre, ihre Spur nach T. so schnell entdeckt haben sollte. Jedenfalls veranlaßten diese beiden Ereignisse Wolfram nun zur größten Vorsicht. Er überredete auch Inge, ihre Stellung aufzugeben und ohne Begleitung niemals auf die Straße zu gehen. Sollte er aber des Anuschat ansichtig werden, so würde er ihn wegen des Überfalls sofort verhaften lassen.

* * *

Inzwischen hatte Anuschat zu Fuß den nächsten Bahnhof erreicht. Der Kopf und die Knochen schmerzten ihn zwar immer noch, aber in seiner ohnmächtigen Wut und im Fieber der ungekühlten Rache achtete er auf keine körperlichen Beschwerden; ihn trieb es vorwärts, den Kampf immer wieder aufzunehmen. — — —

Während der Rückfahrt war er mehr vom Glück begünstigt, denn beim Überschreiten der deutschen Grenze genügten seine Radfahrerkarte und Arbeitspapiere als Ausweis.

So kam er noch früher in Berlin an als seine entwichenen Opfer, die unterwegs mehrfach Rast machten, um sich von dem überstandenen Schreck an reich besetzter Tafel zu erholen.

X.

Frau Berger war wegen der langen Reise ihres Töchterchens sehr ungehalten und peinigte sich, außer mit eigenen Vorwürfen, noch mit trüben Gedanken über Unglücksfälle. Als ihr Liebling aber freudestrahlend und mit frischen Wangen, schöner und stattlicher denn je, angetan mit dem neuen Reisekleid ins Zimmer trat, war alle Sorge mit einem Schlage getilgt. Und die Vorwürfe, die auf das Haupt des Töchterchens niederprasseln sollten, gerieten angesichts des prächtigen Kofferinhalts in Vergessenheit. — — —

Inge hatte den dringenden Rat ihres Verlobten befolgt und die Stellung aufgegeben; denn sie war fest überzeugt, daß die Zurückgezogenheit, zu der sie sich verpflichtet fühlte, und die ihr keineswegs behagte, kaum von langer Dauer sein werde. Ihr logisches Denken bestätigte ihr immer wieder, daß der Konsul nach Kenntnisnahme des wahren Sachverhalts die Zustimmung zu der Verheiratung mit seinem Sohne nicht verweigern könne, und das Vertrauen zu Wolframs Energie und Klugheit beseitigte in ihr jeden Zweifel an dem Erfolg der beabsichtigten Aussprache zwischen Vater und Sohn.

Die Zeitspanne bis zur Eheschließung schien ihr so kurz, daß sie gern das Opfer der erzwungenen Muße auf sich nahm, um nicht noch im letzten Augenblick durch die Schandtats eines wahnwitzigen Burschen das in greifbare Nähe gerückte Ziel vereitelt zu sehen. Denn endlich hatte das Mädchen doch erkannt, daß der lästige Liebhaber nicht mit einigen kühlen Worten abzutun war, und daß es töricht sei, sich den Verfolgungen des fanatischen Menschen unbekümmert weiter auszusetzen.

Wolfram versuchte, seiner Verlobten die Zeit so gut zu vertreiben, wie es ihm nur möglich war. Er kam täglich zu ihr, verbrachte in Gemeinschaft mit Frau Berger einige gemütliche Stunden in der Wohnung, fuhr mit den Damen spazieren oder begleitete sie ins Theater oder in ein Konzert.

* * *

Anuschat hatte den wuchtigen Faustschlag nicht verschmerzt, seine ganze Wut richtete sich jetzt zunächst gegen den Nebenbuhler, dessen Anblick ihn jedesmal in eine Art Raserei versetzte. Und hierzu fand sich oft Gelegenheit, denn der Verfolger hatte bald herausgefunden, daß Inge, wie er meinte, es nicht mehr nötig habe, einer gewinnbringenden Beschäftigung nachzugehen, und daß es für sie und ihre Mutter wahrscheinlich rentabler sei, den Geliebten im Hause zu empfangen.

Wenn Anuschat nun, in einem benachbarten Hausflur versteckt, Wolfram kommen und gehen sah, biß er die Zähne zusammen, und eine unwiderstehliche Macht trieb ihn, dem verhaßten Großkaufmann nachzuschleichen und einen Augenblick zu erspähen, wo er unbeobachtet und hinterrücks einen Dolchstoß anbringen könnte.

Selbst in einer so unbelebten Straße, die Anuschat jetzt als Beobachtungsgebiet erwählt hatte, waren zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, immer noch Menschen genug, um einen heimtückischen Angreifer auf frischer Tat zu fassen.

Und das war es, was der feige Bursche nebst der körperlichen Kraft seines Nebenbuhlers – eingedenk des Brummschädels nach dem Faustschlag –, am meisten fürchtete. Überdies hatte Wolfram nur den kurzen Weg bis zur Straßenecke zurückzulegen, weil er sich stets seines Autos bediente und den Wagen immer an derselben Stelle halten ließ. So leicht also war eine Vergeltungstat, wie die krankhafte Vorstellung des rachedurstigen Werkmeisters plante, nicht durchzuführen. Und zur Verwirklichung phantastischer Ideen, die sein jämmerliches Gehirn durchschwirrten, reichten seine technischen und chemischen Kenntnisse nicht aus. Er hatte nämlich das Automobil einige Zeit in den Kreis seiner rächerischen Erwägungen gezogen und daran gedacht, den Wagen während der Fahrt durch eine Zeitzündpatrone in die Luft zu sprengen oder durch Demontierung der Vorderräder ein Überstürzen zu verursachen, wodurch der Tod des Besitzers anscheinend infolge eines Unglücksfalls herbeigeführt werden sollte. Zu derartigen Unternehmungen konnte er aber nicht einmal einen schüchternen Versuch wagen, selbst wenn er über die genügenden Fähigkeiten verfügt hätte, weil der Chauffeur das Automobil ständig bewachte.

In der Erkenntnis seiner Ohnmacht bewaffnete sich Anuschat nunmehr mit einem Revolver, den er immer geladen bei sich trug, um vielleicht in einem günstigen Augenblick zum Schuß zu kommen; denn er hoffte, das Automobil auf seinem Rade durch den Tiergarten oder Grunewald verfolgen zu können, und an einer einsamen Stelle mit

sicherem Ziel abzurücken. Aber bisher erwies sich der Motor immer schneller als das Pedal, und selbst bei Fahrten in der Stadt blieb der Radler bald weit zurück.

Dieses zwecklose und beinahe närrische Versteckspiel und Um-die-Wette-Fahren mit einem Auto, dessen Besitzer übrigens von der Nähe des haßerfüllten Schwärmers nicht die geringste Ahnung hatte, nahm eines Tages ein jähes Ende, denn Wolfram ließ sich plötzlich nicht mehr sehen und erlöste auf diese Weise unbewußt den heimtückischen Beobachter von der Qual seines Anblicks.

Die Abwesenheit des jungen Großkaufmanns hatte aber nichts mit seinem Verfolger zu tun, sondern war lediglich bedingt durch eine Reise nach Frankfurt a. M., da das Geschäft nicht allzu lange ohne Führung bleiben durfte. — — —

Nach einer beschleunigten Fahrt von fünfzehnständiger Dauer endlich in Frankfurt angekommen, bot sich Wolfram eine merkwürdige Überraschung, die wieder einmal erkennen ließ, daß selbst bei klügster Vorberechnung aller Wahrscheinlichkeiten der sogenannte Zufall stets außerhalb jeder Kalkulation bleibt und immer dann, wenn man es am wenigsten erwartet, eine verhängnisvolle Rolle spielt. — — —

Nach der scharfen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn verkehrte der Konsul mit der Filiale nur rein geschäftlich und hatte daher keine Ahnung von der Lebensweise seines Sohnes. Aus diesem Grunde blieb die Entfernung Wolframs aus Frankfurt dem Seniorchef verborgen, und der junge Geschäftsführer der Niederlassung wiederum nahm an, eine kleine private Reise getrost unternehmen und seinem geübten Personal inzwischen die Erledigung der notwendigen Arbeiten überlassen zu dürfen. Diese Auffassung war auch durchaus zutreffend, bis auf einen einzigen Fall, dessen Entscheidung den persönlichen Entschluß des Chefs erforderte.

Eines Tages traf nämlich im Hauptgeschäft eine telegraphische Anfrage ein, die sich auf Lieferungen aus der Niederlassung bezog und einen weiteren sehr umfangreichen Auftrag in Aussicht stellte. Hierbei war es nun erforderlich, eiligst zu ermitteln, welche Waren noch am Frankfurter Lager und wie hoch die Einkaufspreise seien, ob die betreffenden Artikel stark begehrt und die Fabriken lieferungsfähig seien, sowie viele andere Fragen mehr, die nur der Geschäftsleiter selbst beantworten konnte.

Der Dringlichkeit wegen ließ sich der Konsul nicht erst auf eine Korrespondenz ein, sondern bewirkte eine telephonische Verbindung mit seiner Filiale. Das dortige Personal befand sich naturgemäß in begreiflicher Aufregung, und es mußte dem Seniorchef schließlich mitgeteilt werden, daß Herr Markgraf junior, der allein eine erschöpfende Auskunft über den Fragenkomplex hätte geben können, vor einigen Tagen ganz plötzlich mit unbekanntem Ziel verreist sei und auch nicht hinterlassen habe, wann er zurückzukehren beabsichtige.

Diese Nachricht versetzte den Konsul in außerordentliche Erregung, und zwar nicht nur, weil hier ein großer Auftrag auf dem Spiele stand, der erheblichen Gewinn versprach, sondern vielmehr drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß sein Sohn die Niederlassung zu vernachlässigen beginne und sich seinen Vergnügungen hingeebe.

Der immer noch regsame, energische und umsichtige Seniorchef, der nur den Genuß des Erfolges und den Wert des Geldes schätzte, verstand in geschäftlichen Dingen keinen Spaß. Unverzüglich beschloß er deshalb, seinem Sohne die Leitung der Niederlassung zu entziehen, und er beauftragte seinen ältesten Prokuristen, einen unverheirateten, zuverlässigen Herrn, der seiner Firma von der Lehrlingszeit an treue Dienste geleistet hatte, noch am selben Tage, mit allen Vollmachten ausgerüstet, nach Frankfurt a. M. zu reisen und die dortige Geschäftsführung zu übernehmen.

Als Wolfram sein Privatbüro betrat, fand er den neuen Chef, dem er in der Berliner Zentrale gelegentlich begegnet war, an seinem Schreibtisch und auf seinem Stuhle sitzend, emsig in die Arbeit vertieft.

Der neue Geschäftsführer bemerkte den unangemeldet Eintretenden erst, als dieser ihn begrüßte und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, den fremden Herrn in einem Zimmer anzutreffen, das nur für ihn selbst bestimmt sei.

Der alte Prokurist ließ sich nicht beirren und erwiderte in ruhigem Tone: „Es ist mir wohl bekannt, daß Sie seit etwa einem Jahre Mitinhaber unserer Firma sind, Herr Markgraf, aber trotzdem habe ich mich in erster Linie den Anordnungen meines Seniorchefs zu fügen, der mir diesen Platz zugewiesen und mich mit allen erforderlichen Vollmachten ausgestattet hat. Bitte sehr, hier sind die Beurkundungen!“

Mit diesen Worten entnahm der neue Geschäftsführer einer Kasette die entsprechenden Papiere und legte sie auf den Tisch.

Wolfram prüfte die notariellen Beglaubigungen und erblaßte; denn er brachte das Vorgehen seines Vaters mit dem letzten heftigen Auftritt in Verbindung und fürchtete, daß er auf eine geschäftliche Trennung abziele, oder zum mindesten in der Annahme, daß Inge noch in Frankfurt a. M. sei, den Zweck verfolge, ihm die Filiale dauernd zu entziehen. In dieser Vermutung wurde er noch dadurch bestärkt, daß der Prokurist ihm auf seine Frage bestätigte, der Konsul habe die alleinige Vertretung der Firma in Frankfurt a. M. durch Markgraf junior handelsgerichtlich gelöscht.

Erst im Laufe der längeren Unterhaltung erfuhr Wolfram den wahren Ursprung der Veränderung, und er mußte sich selbst gestehen, daß sein Vater unter den obwaltenden Umständen nicht anders hätte handeln können. Andererseits aber hielt er diesen Zwischenfall zu einem Vorwand ganz besonders geeignet, mit dem Konsul eine Unterredung herbeizuführen und bei der Aussprache über das geschäftliche Mißverständnis, je nach der Stimmung, auch seine Herzensangelegenheit zur Sprache zu bringen.

Demnach beschloß der abgesetzte Filialleiter sofort wieder nach Berlin zurückzukehren. Der Aufenthalt in Frankfurt a. M. hatte ohnehin nach Inges Abreise jeden Reiz für ihn verloren, und es wäre ihm jetzt lieber gewesen, falls eine dauernde Aussöhnung mit seinem Vater gelänge, dauernd in Berlin zu bleiben.

Diesmal bediente sich Wolfram der Eisenbahn und benutzte den Nachtzug, um bereits am nächsten Tage zur Mittagszeit, der gewohnten Sprechstunde des Vaters, erscheinen zu können, und die dringende Aussprache mit ihm herbeizuführen. — — —

Als er sich in seinem Hotel in der Friedrichstraße etwas erfrischt und umgekleidet hatte, eilte er sofort in das Hauptgeschäft und ließ sich bei dem Konsul anmelden.

Der Hausdiener machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er den Juniorchef plötzlich vor sich sah, der als Sohn nicht einmal zu wissen schien, daß sein Vater schon seit acht Tagen an einer schweren Grippe erkrankt war und deshalb jeder geschäftlichen Tätigkeit fernbleiben mußte. Und nicht weniger erstaunt war Wolfram selbst, als er diese betrübende, wieder einmal seine Pläne durchkreuzende Nachricht erhielt.

Einen Augenblick überlegend, was jetzt wohl am besten zu tun sei, entschloß sich der Sohn in seiner gewohnten Impulsivität, sofort nach der Villa seines Vaters in Dahlem zu fahren, um sich vor allem

pflichtgemäß nach seinem Befinden zu erkundigen. Hier würde sich dann vielleicht je nach dem Krankheitszustand Gelegenheit bieten, seine ausführlichere Erörterung anzubringen.

Um nicht mit leeren Händen zu erscheinen und gleichzeitig als friedliche Einleitung seines unerwarteten und vielleicht nicht einmal angenehm empfundenen Besuches, kaufte er vorher in einem benachbarten Blumenladen einige Marschall-Niel-Rosen, die sein Vater über alles liebte, und begab sich nach dem Untergrundbahnhof Spittelmarkt, von wo er auf schnellstem Wege nach Dahlem gelangte.

* * *

Aus Anuschat war ein völlig arbeitsscheuer Mensch geworden. Seine Ersparnisse waren bis auf einen kleinen Rest verbraucht, was bei seiner unvernünftigen Lebensart nicht anders erwartet werden konnte. Trotzdem bestand seine ganze Beschäftigung, selbst als Wolfram sich in der Danziger Straße nicht mehr sehen ließ, lediglich darin, den Opfern seines Hasses aufzulauern.

Inge ging mit ihrer Mutter nur sehr selten aus, so daß der heimtückische Beobachter ganze Tage vergebens auf sie wartete. Er radelte dann gewöhnlich nach dem Spittelmarkt, in der Meinung, sie könnte vielleicht seinen Blicken doch entgangen sein oder wieder eine Stellung angenommen haben. Oft ließ er auch das Rad zu Hause und benutzte die Untergrundbahn oder trieb sich zu Fuß den ganzen Tag teils vor Inges Wohnung, teils in der Geschäftsstraße am Spittelmarkt umher.

Bei einer solchen Gelegenheit sah er, wie Wolfram in die Seitenstraße einbog und das Industriegebäude betrat, wo er seinen Vater aufsuchen wollte.

Der blutrünstige Bursche streckte den Hals weit vor, als ob er seinen Augen nicht traute, und als er sich überzeugt hatte, daß jede Täuschung ausgeschlossen sei, schlich er zähnefletschend wie ein wildes Tier hinter Wolfram her und versteckte sich in einem benachbarten Hausflur. Diesmal aber gab er scharf darauf acht, daß ihn von den gegenüberliegenden Häusern niemand beobachten konnte. Er zitterte vor Wut am ganzen Leibe, und ihm wurde abwechselnd kalt und heiß, als ob ein Fieberschauer ihn durchriesele. Er sah und hörte nichts um sich, sondern stierte nur wie geistesabwesend auf den Toreingang, in dem sein glühend gehaßter Nebenbuhler soeben verschwunden war und durch den er wieder auf die Straße gelangen mußte. Wieviele Stunden dies dauern könnte, war dem Verfolger ganz gleichgültig. Er hätte Tage und Nächte

an derselben Stelle verbringen können in dem Bewußtsein, das Ziel seines Hasses vor Augen zu haben. Aber diesmal brauchte er nur wenige Minuten zu warten, da der Konsul sich nicht in seinem Büro befand. — —

Als Anuschat den jungen Großkaufmann wieder auf der Straße sah und nach seinem Blumeneinkauf nachdenklich dem Spittelmarkt zuschreitend, griff er mit zitternder Hand in die Hosentasche, um seinen Revolver, den er stets bei sich führte, zu entsichern, und schlich sich wieder hinterher. Dies war in jener Gegend um die Mittagszeit keine leichte Aufgabe; denn es herrschte ein lebhafter Verkehr in den Straßen des Geschäftsviertels und auf dem Spittelmarkt. Da Wolfram aber langsam ging, konnte er ihn nicht aus den Augen verlieren.

Und im Gedränge am Untergrundbahnhof, wo jeder rücksichtslos nur auf seine eigene Person bedacht ist, gelang es dem Verfolger sogar ziemlich dicht an Wolfram heranzukommen, so daß er dessen Fahrziel bei der Lösung des Billetts deutlich vernahm.

Der Zug nach Thielplatz brauste schon in den Bahnhof. Alles lief zur Sperre, wo der Menschenknäuel sich stoßend und schiebend staute. Das Fräulein am Schalter hatte nicht Hände genug, den Ansturm der Fahrgäste so schnell abzufertigen, wie diese es wünschten. Man trieb die Verkäuferin zur Eile an und schimpfte nach echt Berliner Art über Bummelei und Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum.

Wolfram hatte sich schon durch die Sperre durchgerungen, Anuschat stand aber immer noch vor dem Fahrkartenschalter eingekeilt. Schon hörte er vom Bahnsteig her das „Fertig“ des Zugführers, als er sein Billett erhaschte, wie ein Besessener zur Sperre raste und sich hier förmlich durchschlug. Fast schien es bereits zu spät, denn die Türen des Zuges waren geschlossen, und der Bahnhofsvorsteher gab soeben das Signal zur Abfahrt. In diesem Augenblick stürzte sich Anuschat trotz der warnenden Rufe: „zurückbleiben!“ auf den ersten Wagen des Zuges, riß die Türe auf, und obwohl der Wagen zum Bersten gefüllt war, gelang es ihm dennoch, sich mit knapper Not hineinzudrücken, als der Zug sich gerade in Bewegung setzte.

Dieses mit höchster Lebensgefahr verbundene Hineinspringen in einen zur Abfahrt bereiten Wagen der Untergrundbahn bewies hinreichend, in welchem Erregungszustand sich der wahnwitzige junge Mensch befand. Von dem raschen Lauf außer Atem, stand er schnaufend an die Wagentür gepreßt und starrte zum Fenster hinaus. Ein Gefühl des

Triumphes durchglühte ihn. Endlich glaubte er das Ziel seiner Sehnsucht: die Begegnung in freier Natur unter vier Augen erreicht zu haben, und er schwelgte in der Vorstellung, den Verführer seiner rechtmäßigen Braut nunmehr ganz heimlich zu beseitigen, ohne Gefahr, bei seinem Unternehmen beobachtet zu werden.

Die vielen Stationen bis zum Thielplatz dünkten ihn eine Ewigkeit, obwohl die Fahrt kaum länger als eine halbe Stunde dauerte. Vom Bahnhof Wittenbergplatz flaute der Verkehr erheblich ab, so daß er mehr Bewegungsfreiheit bekam und mit Eifer und Unruhe bei jeder Haltestelle die Namensschilder prüfen konnte.

Endlich hatte der Zug sein Ziel erreicht. Aus dem Wagen dritter Klasse, in der sich Anuschat befand, stiegen nur wenige Personen aus, während die zweite Klasse hier immer noch stark besetzt ist und etwa fünfzig Fahrgäste entließ, unter diesen auch Wolfram, der sich ahnungslos mitsamt den anderen Ausgestiegenen nach der Sperre zu bewegte.

Der Verfolger blieb vorsichtigerweise etwas zurück und suchte Deckung hinter dem Menschenstrom, der sich an dieser Stelle, wie immer, zusammen drängte.

Erst als der junge Großkaufmann die Treppe hinauf gestiegen und ins Freie gelangt war, beschleunigte Anuschat seine Schritte. Er blieb zwar immer in angemessener Entfernung, aber dennoch konnte er bei der vereinzelter Lage der Landhäuser ohne geringe Mühe beobachten, in welche Villa sich sein Nebenbuhler begab.

Langsam, hinter den dicken Kiefern sich verbergend, pirschte er sich jetzt allmählich an das im englischen Stil gehaltene anmutige Häuschen heran und stellte fest, daß das Namensschild die Aufschrift E. Markgraf trug.

Während er sich nun in einem gegenüberliegenden Rondell alter Bäume versteckte, kam ihm der Gedanke, daß Wolfram vielleicht bei seinem Vater wohne und, wenn das Unglück es wollte, heute überhaupt nicht mehr auf die Straße käme. Dann bedauerte er, daß er sein Fahrrad nicht bei sich habe; denn wenn er am helllichten Tage einen Schuß anbringen würde, liefe er vielleicht Gefahr, durch den Knall Leute herbeizulocken und gefaßt zu werden. Nach der Todesangst, die er schon einmal gelitten, und nach den Prügeln, die er auf der Gertraudtenbrücke schmerzhaften Angedenkens empfing, verspürte er keine Lust mehr, mit den Fäusten einer erbitterten Volksmenge in Berührung zu kommen.

Jedenfalls aber beschloß er, bis zum Beginn der Nacht auf seinem Posten auszuharren.

* * *

Der Diener des Konsuls zuckte vor Schreck zusammen, als er nach langer Abwesenheit den Sohn des Hauses, der sich bei seinem Vater melden ließ, vor Augen sah.

Merkwürdigerweise war die Begrüßung des alten Johann, der Wolfram seit zwanzig Jahren betreute und sich immer mit ihm wie mit einem eigenen Kinde gefreut hatte, sehr frostig und zurückhaltend. Und als er nach einigen Minuten wieder erschien, und dem Besucher erklärte, der Herr Konsul bedaure, den jungen Herrn nicht empfangen zu können, hatte die Stimme des Dieners etwas Rauhes und Hartes. – Das Echo der Laune seines Herrn.

Wolfram ließ sich aber nicht abweisen. Er fühlte sich außerdem erniedrigt und gekränkt. Ohne die Einwendungen des alten Johann zu beachten, der sogar den Versuch wagte, ihn am Ärmel zurückzuhalten, ging er schnurstracks die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf, wo sich das Schlafzimmer des Konsuls befand. Leise anklopfend, öffnete er ohne weiteres die Tür und schritt auf das Bett des Vaters zu, dessen Hand er ergriff und küßte. Den Rosenstrauß legte er wortlos auf die Decke und setzte sich dann auf einen Stuhl neben dem Bett.

Dem Konsul sah man es an, daß er eine schwere Krankheit hinter sich hatte. Sein Gesicht war eingefallen und bleich, und die edel geformten Hände lagen abgemagert und kraftlos auf der Bettdecke.

Lautlose Stille herrschte im Zimmer, nur unterbrochen von den raschelnden Atemzügen des Kranken. Es schien, als ob weder Vater noch Sohn den Mut fand, durch das erste Wort den Bann der Entfremdung zu lösen.

Wolfram sah gedankenlos zum Fenster hinaus, nur ab und zu warf er einen scheuen Blick auf seinen Vater, von dem er die Einleitung der Unterhaltung, sei es aus kindlichem Respekt oder vorsichtiger Taktik erwartete.

Nach einer Weile sagte der Konsul endlich mit leiser Stimme:

„Deinen Besuch habe ich nicht erwartet. Ich konnte nicht annehmen, daß du mich durch dein Erscheinen kränken wolltest ...!“

„Lieber Papa“, sprudelte der Sohn hastig hervor, aus Furcht, es könnte gleich am Anfang zu harten Redewendungen und Beschuldigungen kommen, „lieber Papa, rege dich nur nicht auf, dein leidender Zustand verlangt jetzt vor allem Schonung und Ruhe. Und ich bin nicht etwa zu dir gekommen, wie du anzunehmen scheinst, um dich in deiner Ruhe zu stören, sondern in erster Linie, weil ich vor einer halben Stunde erfahren habe, daß du erkrankt seiest. Selbstverständlich hielt ich es für meine Pflicht, sofort zu dir zu eilen und mich nach deinem Befinden zu erkundigen. Nebenbei möchte ich noch erwähnen, daß es mir allerdings recht angenehm wäre, falls es dein Krankheitszustand erlaubt, dich über meine Abwesenheit von Frankfurt a. M. aufzuklären. Es scheint nämlich hier, wie auch in anderen Dingen, ein Mißverständnis vorzuliegen!“

Der Konsul strich sich mit der bleichen Hand über die Stirn, wandte sein Gesicht dem Sohne zu und sagte leise mit einem gebieterischen Unterton nur das eine Wort: „Rede!“

Wolfram räusperte sich, denn die Ausrede lag ihm noch nicht auf der Zunge. Aber immerhin begann er seine Rechtfertigung in der Überzeugung, daß sich im Laufe seiner Erklärung die wahrscheinlichste Lösung des Reiserätsels von selbst einfinden würde. Aus taktischen Gründen holte er weit aus, weil ihm daran lag, auf die Entstehung der Frankfurter Filiale als sein ureigenes Werk hinzuweisen. Ohne Schüchternheit, aber dennoch in einem Tone vornehmer Zurückhaltung und kindlichen Respekts sagte er daher:

„Ich danke dir, lieber Papa, daß du mir trotz deiner körperlichen Schwäche Gelegenheit gibst, etwaige Irrtümer aufzuklären, um deine unzutreffende Meinung über mich einer Revision zu unterziehen. Du wirst dich erinnern, daß ich es war, der dich auf die Notwendigkeit einer Niederlassung im Westen aufmerksam gemacht hat, und du wirst auch wohl anerkennen wollen, daß die überaus schnelle und glänzende Entwicklung der Filiale lediglich meiner Organisation und meiner unentwegten Arbeit zu danken ist. Die Früchte meiner Tätigkeit sind auch in reichem Maße dir selbst zugefallen. – Du hast es nun für gut befunden, mich aus der Goldquelle, die ich persönlich entdeckt und ausgebaut, kurzerhand zu verdrängen, nur weil es der Zufall wollte, daß eine telephonische Anfrage mich nicht erreichte. Die Verhältnisse im Westen liegen so, daß ich öfter kurze Reisen unternehmen mußte, zu welchem Zwecke ich mir aus Gründen der Bequemlichkeit und Schnelligkeit das Automobil angeschafft habe. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich dich darauf hinweisen muß, daß ich als selbständiger

Geschäftsführer beim besten Willen weder Veranlassung noch Zeit gehabt habe, mir jeweils von dir Instruktionen oder Reiseerlaubnis einzuholen. Der Erfolg hat bewiesen, daß ich durchaus zu eigener Disposition befähigt bin. Solltest du aber glauben, daß deine gegen mich getroffenen Maßnahmen zur Sicherung deiner geschäftlichen Interessen notwendig waren, bin ich gern bereit, mich deinen Anordnungen zu unterwerfen!“

Der Konsul hatte aufmerksam zugehört. Jetzt richtete er sich etwas in die Höhe und erwiderte nicht ohne sichtliche Erregung mit energischer, aber dennoch leise vibrierender Stimme:

„Es mag sein, Wolfram, daß ich in diesem Falle vielleicht etwas voreilig war, aber meine impulsive Handlungsweise ist – sagen wir – anderen tieferen Ursprungs. Im Laufe der Zeit hat sich mir die Überzeugung aufdrängen müssen, daß du auf die Bahn des Leichtsinns geraten bist; denn ein junger Mann, der sich seine frühere Sekretärin nachkommen läßt, um ...“

Hier unterbrach Wolfram sehr stürmisch: „Lieber Papa, bevor du etwas aussprichst, was dich selbst entwürdigen könnte, muß ich dich unterbrechen. Ich bitte um Verzeihung, aber ich glaube, es ist ganz in deinem Sinne, wenn ich das Unwahre bekämpfe. Du hast mich jedenfalls so erzogen, die Wahrheitsliebe allen Tugenden voranzusetzen. Einerseits ist es mir peinlich, das von dir berührte Thema freimütig erörtern zu müssen, andererseits aber bin ich glücklich, daß du mir Gelegenheit gibst, dich und mich von einer drückenden Last zu befreien. Woher du das Märchen hast, Fräulein Berger sei von mir nach Frankfurt gerufen worden, ist mir unerfindlich. Nur ein pathologischer Lügner könnte sich eine solche Verleumdung aus seinem krankhaften Gehirn zusammenreimen. Du bist also offenbar das Opfer einer bewußten Täuschung geworden. Die Dinge liegen nämlich ganz anders und gerade umgekehrt. Fräulein Berger war längst in Frankfurt bei der Firma Gebrüder B. angestellt, ehe wir beide daran dachten, dort eine Filiale zu errichten.

Schon einige Tage nach meiner Übersiedlung begegnete ich ihr auf der Zeil, wo man jeden Frankfurter schließlich einmal trifft. Und es war ganz selbstverständlich, daß ich mir diese außergewöhnliche Kraft für unser neues Unternehmen sicherte. Besonders zu Beginn einer umfangreichen Organisation bedarf man zuverlässiger und geschulter Mitarbeiter. In dieser Beziehung dürfte wohl völlige Harmonie zwischen uns herrschen; denn ich erinnere mich, wie nahe dir ihre Kündigung ging

und wie du den Verlust ihrer Arbeitskraft so schmerzlich beklagtest. – –

–

Der Grund ihrer Kündigung, den ich erst später erfuhr, treibt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich daran zurückdenke, wie du diese große Seele mißhandelt und mit Füßen getreten hast. Nicht meinetwegen verließ sie Berlin und ging nach Frankfurt, sondern ... deinetwegen!“

Wolfram machte eine kleine Pause, um Atem zu schöpfen. Dann setzte er seine Rede fort, ohne den forschenden Blick seines Vaters zu beachten:

„Jawohl, ihr tiefes, von dem reinsten und edelsten Empfinden durchtränktes Gemüt hat es nicht gelitten, in deiner Nähe zu bleiben. Tränenden Auges erzählte sie mir oft, sie habe das Gefühl gehabt, daß ihre Gegenwart dich beunruhige, weil sie dir mehr sei als eine Privatsekretärin. Und schließlich sei sie zu der Überzeugung gelangt, daß du ihretwegen Seelenqualen erduldest. So gewaltig war nun ihre Ergebenheit und Anhänglichkeit zu dir, daß sie sich schweren Herzens von dir riß und sogar ihre Mutter verließ, nur um dich nicht leiden zu sehen. Sie verehrte, sie liebte dich wie einen Gott, aber sie liebte außer dir noch einen anderen, – – denn sie war nicht mehr frei. – – –

Und diese kostbare Perle edelster Weiblichkeit, dieses mit den seltensten Tugenden ausgestattete engelsgleiche Geschöpf, das in die Fremde ging, Heimat und Mutter verließ, und so sich selbst opferte, um dir den Seelenfrieden wiederzugeben, dieser fast verklärten Dulderin um dich hast du für ihre Liebe gedankt ..., indem du ihre Reinheit zu schwärzen versuchtest. Dies freilich konnte dir nie gelingen, aber ihr Herz hast du tief verwundet!“

Schon während dieser leidenschaftlich, wengleich flüsternd gesprochenen Worte hatte der Konsul sein Gesicht dem Sohne abgewendet und sein Taschentuch an die Augen geführt.

Als Wolfram mit seiner ergreifenden Rede zu Ende war, trat tiefes Schweigen ein.

Nach einer langen Pause ergriff der Vater den Rosenstrauß, den er bisher unbeachtet auf der Bettdecke liegen gelassen hatte, betrachtete die wundervollen Blumen mit einem Blick voll Weichheit und Wehmut und reichte Wolfram die Hand, indem er mit leise erzitternder Stimme nur die Worte sprach: „Ich danke dir!“

Im nächsten Augenblick umarmte der Sohn den Vater und küßte ihn auf die Lippen. — — —

Wolfram blieb bis zum Beginn der Nacht bei seinem nunmehr völlig versöhnten Vater. Der Kaffee und das Abendbrot wurden an einem kleinen Tisch in der Nähe des Bettes serviert.

Der Diener Johann, der den Sohn im besten Einvernehmen mit seinem Herrn sah, schien plötzlich wie umgewandelt, denn er erging sich nun in Liebenswürdigkeiten, die sich in auffallendem Gegensatz zu seinem Verhalten vor einigen Stunden befanden.

Als der Konsul sanft eingeschlummert war, küßte Wolfram seine Hand und ging auf den Zehenspitzen hinaus.

Eine Welt voll Glück im Herzen und berauscht von dem Gedanken, daß nunmehr alle Not beendet und Inge bald sein Weib sein werde, trat er auf die Straße und sog, innerlich erhitzt, mit Wohlbehagen die frische Abendluft gierig ein.

Da krachten zwei Schüsse hintereinander, und der junge Großkaufmann sank lautlos an der Gartentüre des väterlichen Hauses zu Boden.

Der herbeieilende Diener und zwei Spaziergänger in der Nähe, die durch den Knall und das Geschrei des entsetzten alten Johann herbeigelockt wurden, trugen den anscheinend tödlich Verwundeten in die Villa hinein.

* * *

Anuschat war nach seiner erfolgreichen Tat durch die Anlagen am Untergrundbahnhof in den benachbarten Grunewald geflüchtet.

Niemand hatte ihn gesehen.

* * *

XI.

Inge hatte von ihrem Verlobten aus Frankfurt am Main ein Telegramm erhalten, worin er ihr mitteilte, daß er nach Berlin zurückkehre, um unverzüglich mit seinem Vater zu sprechen, und daß er wahrscheinlich noch am selben Abend, spätestens aber am nächsten Tage zu ihr kommen würde. — — —

Als auch am dritten Tage mit der ersten Post keine Nachricht von Wolfram eintraf, begab sich Inge in sein gewohntes Hotel. Und hier wurde ihr die Mitteilung, Herr Markgraf sei am Abend nach seiner Ankunft vor der Villa seines Vaters überfallen und niedergeschossen worden; der Diener des Konsuls sei gestern ins Hotel gekommen, um die Sachen des jungen Herrn abzuholen.

Das wie von einem Blitzstrahl getroffene Mädchen sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl und mußte erst mit Hilfe geeigneter Reizmittel zum Bewußtsein zurückgebracht werden.

Als sie sich soweit erholt hatte, daß sie es wagen konnte, allein auf die Straße zu gehen, kehrte ihre Energie auch bald wieder zurück, und sie beschloß, ohne sich im geringsten um irgendwelche gesellschaftlichen Vorschriften zu kümmern, sofort an das Krankenlager ihres Verlobten zu eilen, um dessen Leben sie bangte und zitterte.

* * *

Der Konsul befand sich in einem so tiefen Schläfe, daß er von den Schüssen vor seiner Türe nichts vernahm. Und der alte Diener fürchtete, daß die nervenzerrüttende Nachricht von dem gegen seinen einzigen Sohn verübten Attentat auf seinen immer noch leidenden Herrn einen niederschmetternden Eindruck hervorrufen und seinen Zustand erheblich verschlimmern würde.

Unterstützt von der Hausdame und dem Wirtschaftspersonal brachte Johann den immer noch wie tot daliegenden Sohn des Hauses in das von Wolfram früher bewohnte Zimmer und lief, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, an den Fernsprecher, um den Hausarzt unter Mitteilung des schrecklichen Vorfalles herbeizurufen.

Der Sanitätsrat, ein Jugendfreund des Konsuls und langjähriger Berater seines Sohnes, war umsichtig genug, mit Rücksicht auf die

vorhandene Lebensgefahr sofort zwei bewährte Chirurgen telephonisch nach der Villa zu bitten, während er selbst von dem benachbarten Wilmersdorf mit einer Automobildroschke nach Dahlem eilte. — — —

Die Untersuchung ergab, daß die eine Kugel nur den Arm gestreift und eine Fleischwunde verursacht hatte, während das zweite Geschloß den linken Lungenflügel durchschlug und im Rücken unweit des Schulterblatts stecken geblieben war. Eine augenblickliche Besorgnis für das Leben des Patienten bestand nicht. Infolge des starken Blutverlustes war wohl eine tiefe Bewußtlosigkeit eingetreten, die nach Ansicht des Arztes bald vorübergehen würde. Allerdings sei eine Lungenentzündung zu erwarten, aber bei der kräftigen Konstitution des jungen Mannes könne trotzdem mit einer völligen Genesung gerechnet werden, falls nicht unerwartete Komplikationen hinzuträten.

Inzwischen waren auch die beiden Chirurgen in der Villa eingetroffen. Nach gründlicher Untersuchung des Patienten bestätigten sie die Diagnose des Sanitätsrats und schritten sofort zur Entfernung der Kugel.

Eine Viertelstunde nach der glücklich verlaufenen Operation erwachte Wolfram aus seiner tiefen Ohnmacht und war zunächst nicht imstande, den Umschwung der Dinge – von höchster Seligkeit zum schmerzhaften Krankenlager – zu begreifen. Er erinnerte sich nur, nach einem heftigen Knall einen Druck im Rücken verspürt zu haben und war nun höchst verwundert, in seinem Junggesellenbett zu liegen und von Ärzten und Hauspersonal umgeben zu sein. Der Sanitätsrat hatte schon vorher bestimmt, daß der Patient durch nichts beunruhigt werden dürfe. Niemand wagte daher, ihn über den Ursprung seines Krankenlagers aufzuklären. — — —

Erst am dritten Tage erfuhr Wolfram, daß er das Opfer eines verbrecherischen Attentats geworden sei, aber schon zeigten sich die Anzeichen der beginnenden Lungenentzündung. Ein hohes Fieber setzte ein und trübte seine Gedanken, so daß er die Vorgänge nicht mehr erfassen konnte.

In diesem delirierenden Zustande sah Inge ihren Verlobten wieder, aber sie hatte einen schweren Kampf zu bestehen, bis sie an sein Krankenlager gelangen konnte.

Der Diener Johann weigerte sich hartnäckig, die ihm völlig unbekannt Dame, die sich als die Braut des Herrn Wolfram Markgraf ausgab, an das Krankenlager zu lassen. Da half kein Bitten und Flehen, kein Jammern und Toben.

Erst als Inge auf den Gedanken kam, ihrem Verlobten eine wichtige Nachricht aus dem Hotel überbringen zu müssen, und den Diener auf die Folgen hinwies, die daraus entstehen würden, wenn er ihr den Zutritt verweigere, ließ sich Johann dazu herbei, sie zu begleiten, aber nur unter der Bedingung, daß die Dame sich ganz ruhig verhalte und alles vermeide, was den Kranken aufregen könnte.

In ihrer Angst und Not versprach Inge alles, was der Diener verlangte, als sie aber ihres Verlobten ansichtig wurde, wie er so bleich und anscheinend leblos dalag, verlor sie die Selbstbeherrschung und warf sich herzerreißend schluchzend auf sein Bett. Johann war fassungslos, er fühlte die ganze Schwere seiner Verantwortung und machte Miene, die fremde Dame mit Gewalt aus dem Zimmer zu entfernen.

Trotz seiner Fieberdelirien hatte Wolfram inzwischen empfunden, daß Inge in seiner Nähe sei. Er legte seinen rechten Arm um ihren Hals, als ob er sie schützen wollte, und hauchte, wie phantasierend: „Inge, mein Lieb, nun ist alles gut ...!“

Der Diener mochte wohl jetzt die nahen Beziehungen zwischen dem Sohn des Hauses und der Besucherin erkannt haben, aber dennoch begann er nach einer Weile darauf zu dringen, daß die junge Dame sich verabschiede. Es entspann sich ein kurzes Wortgefecht im Flüsterton, in dessen Verlauf der Kranke eingriff, indem er den Diener mit der linken Hand abwehrte und leise, aber mit einem befehlerischen Unterton die Worte sprach: „Inge – bleibt – bei – mir!“

Johann war ein gut erzogener Diener, bei dem der Befehl seines Herrn sofort eine meinungslose Unterwürfigkeit auslöste. Er verneigte sich, obwohl Wolfram ihn nicht sah und murmelte: „Bitte sehr!“ Gleichzeitig machte er eine Verbeugung vor der Dame und entfernte sich. – – –

Seitdem weilte Inge vom frühen Morgen bis zum späten Abend am Krankenlager ihres Verlobten und pflegte ihn mit aufopfernder Hingabe und bewundernswerter Geschicklichkeit, so daß auch die behandelnden Ärzte von ihrem Wesen entzückt waren.

* * *

Nach den ersten bangen Wochen war jede Gefahr für das Leben des Patienten geschwunden. Wolfram fühlte wohl noch eine gewisse Körperschwäche, aber seine Sinne waren wieder so klar wie ehedem, und die herzliche Fürsorge seiner Verlobten bereitete ihm ein köstliches Wohlbehagen, das nicht wenig zu seiner raschen Genesung beitrug.

Auch der Konsul war wieder soweit hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte. Erst jetzt meldete man ihm die Vorgänge des verhängnisvollen Abends und die zunehmende Besserung in dem Befinden seines Sohnes. Diese Nachricht versetzte ihn anfangs in Zorn und Erbitterung, weil er über das Fernbleiben Wolframs nach seinem letzten Besuche sehr verwundert war und sich allerlei trüben Gedanken hingeeben hatte. Mehrfach fragte er den Diener, ob sein Sohn nichts von sich habe hören lassen, aber jedesmal zuckte Johann mit den Achseln und meinte, der junge Herr sei wahrscheinlich nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt.

Jetzt hagelte es Vorwürfe auf das graue Haupt der treuen Dienerseele, aber Johann entschuldigte sich damit, daß er zum ersten Male während der langen Dienstzeit gezwungen worden sei, zu einer Notlüge zu greifen, weil er auf den Krankheitszustand seines Herrn Rücksicht nehmen mußte. Und der Herr war einsichtig genug, dem Lügner aus Besorgnis um sein Leben gern zu verzeihen.

Der erste Gang des Konsuls galt nun dem Krankenzimmer seines Sohnes. Wolfram war freudig überrascht, seinen Vater bei sich zu sehen, und küßte ihm gerührt die Hand.

Der Konsul setzte sich an das Bett und erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Verlauf der Krankheit und den Wünschen des Sohnes. Dabei fiel sein Blick auf die junge Dame, die in ihrem hellen Waschkleid und der großen weißen Schürze den Eindruck einer berufsmäßigen Krankenschwester machte.

Inge hatte sich bei dem Erscheinen des Konsuls an das Fenster zurückgezogen und blickte nachdenklich hinaus, weil sie nicht wußte, wie sie sich ihrem früheren Chef gegenüber verhalten sollte. Zwar hatte Wolfram ihr schon längst erzählt, daß eine Aussöhnung mit seinem Vater erfolgt sei, und daß es ihm allem Anscheine nach auch gelungen sei, sie wieder in das rechte Licht zu setzen, aber zu einer Aussprache über die geplante Heirat mit ihr sei es an jenem Abend noch nicht gekommen.

Der Konsul nun, der es gewohnt war, in keiner Lebenslage die weltmännischen Manieren außer acht zu lassen, schritt auf die vermeintliche Krankenschwester zu, um sich bei ihr für die Pflege seines Sohnes zu bedanken. In diesem Augenblick war er nicht wenig erstaunt, Inge Berger vor sich zu sehen. Sei es, daß er sein Gewissen selbst schuldbeladen fühlte oder die treue Fürsorge des Fräuleins um seinen Sohn während dessen lebensgefährlicher Erkrankung dankbar empfand,

jedenfalls behielt er seine Geistesgegenwart und begrüßte seine frühere Sekretärin mit folgenden Worten:

„Sie haben meinen Sohn in aufopfernder Weise gepflegt und nicht wenig zu seiner raschen Gesundung beigetragen. Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Ich bin ganz in Ihrer Schuld. Und ich benutze gleichzeitig die Gelegenheit, Sie für die Kränkungen, die ich Ihnen zugefügt habe, um Verzeihung zu bitten. Mißverständnisse, deren Ursprung mir entgangen ist, haben bedauerlicherweise dazu geführt, – sagen wir – die hohe Meinung, die ich von Ihnen gehabt habe, umzustürzen. Reichen Sie mir die Hand! Ich bitte Sie, zu den Empfindungen zurückzukehren, die Sie früher für mich hegten, ich will mich bemühen, mein Unrecht gutzumachen!“

Inge streckte dem Konsul ihre Hand entgegen, aber zugleich überwältigte sie ein merkwürdiges Gefühl und sie brach in Tränen aus.

Wolfram hatte die im Flüsterton gesprochenen Worte nicht verstehen können, als er seine Verlobte aber weinen hörte, richtete er sich in seinem Bette auf und drehte sich um, aus Furcht, der Vater hätte vielleicht ein hartes Wort an Inge gerichtet. Ein Blick aber genügte ihm, um sofort zu erkennen, daß eine Versöhnung zwischen den beiden erfolgt sei, denn der Konsul hielt Inges Hand noch fest in der seinen.

Jetzt oder nie, dachte Wolfram, denn er empfand, daß sein Vater in der gegenwärtigen Stimmung weicheren Regungen zugänglich schien. Er winkte den Konsul also an sein Bett, ergriff seine Hand und sagte mit aller Zärtlichkeit, die ihm zu Gebote stand: „Liebster Papa, in deiner väterlichen Sorgfalt und menschlichen Liebenswürdigkeit hattest du mich vorhin nach meinen Wünschen gefragt. Mein Herz drängt mich, dir einen einzigen Wunsch zu gestehen, um dessen Erfüllung ich dich innigst bitte, denn es handelt sich um die Befriedigung einer Sehnsucht, die mein ganzes Lebensglück bedeutet. Ich bin entschlossen, einen eigenen Hausstand zu begründen. Das Mädchen, das ich mir zum Weibe erkoren habe, ist dir wohl bekannt, denn du selbst hast die seltenen Tugenden meiner Braut zu schätzen gewußt, und eine tiefe Neigung für sie hat in deinem Herzen Wurzel gefaßt. Wenn meine Sinne mich nicht täuschen, besteht diese Neigung auch heute noch. Bewahre und pflege sie, aber in väterlichem Geiste! – – –

An jenem unglückseligen Abend, wo eine ruchlose Hand mich niederstreckte, habe ich dir gebeichtet, daß Fräulein Ingeborg außer dich noch einen anderen liebte, und daß sie deshalb nicht mehr frei sei. Der

andere – bin ich. Führe die Herzen, die sich seit langem nacheinander sehnen, zusammen. Gib mir Inge zum Weibe und deinen Segen!“

Der Konsul betrachtete abwechselnd seinen Sohn und Inge. Und während sich seine Augen zu feuchten schienen, rief er seine frühere Sekretärin heran, ergriff ihre Hand, legte sie in die Hand seines Sohnes und sagte voll überschäumender Herzlichkeit: „Nun denn, ich will das Glück, das mir selbst versagt blieb, euch nicht vorenthalten. Die Liebe, die ich selbst gefühlt, vervielfältigte sich in euch und gestalte euren Lebensbund zu einer innigen Gemeinschaft!“

Wolfram umarmte seinen Vater mit aufrichtigsten Gefühlen der Dankbarkeit. Inge aber, die auf eine so plötzliche Beendigung ihrer Seelenpein nicht vorbereitet war, wurde tief erschüttert. Sie sank vor dem Bett ihres Verlobten auf die Knie, küßte unter Schluchzen die Hand des Konsuls und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte, bitte bleiben Sie mein Vater, wie ich Ihnen eine liebende Tochter sein werde!“

* * *

Nach der völligen Wiederherstellung des jungen Großkaufmanns wurde der Hochzeitstag festgesetzt. Inge äußerte den Wunsch, in der Petrikerkirche getraut zu werden, wo sie eingesegnet worden war. Diese Kirche, eine der ältesten und schönsten Berlins, erhebt sich im Zuge der Gertraudenstraße, unweit der Brücke, also ganz in der Nähe des Industriegebäudes, wo die Braut ihr Lebensglück gefunden hatte.

* * *

Als der Hochzeitswagen über den Spittelmarkt fuhr, warf sich ein heruntergekommener Mensch in verwahrloster Kleidung und vom Alkohol geröteten Gesicht den Pferden in die Zügel, – Anuschat, der hier noch immer sein Unwesen trieb und die Insassen des Wagens erkannt hatte.

Der Platz war, wie immer, stark belebt und es gehörte eine wahnwitzige Tollkühnheit dazu, an dieser Stelle ein Gefährt mit Gewalt aufhalten zu wollen.

Die feurigen Tiere bäumten sich in die Höhe, als sie sich behindert fühlten, und warfen den Angreifer zur Seite, der rücklings auf die Gleise fiel.

In demselben Augenblick brauste ein Straßenbahnwagen heran und über Anuschat hinweg.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens, aber Anuschat konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

* * *

Das Brautpaar hatte von dem Hindernis, das sich nur eine einzige Sekunde abspielte, und von dem tragischen Ende ihres Verfolgers nichts bemerkt, denn Inge und Wolfram hielten ihre Hände eng verschlungen; sie waren die glücklichsten Menschenkinder der Welt.

* * *

Der Geistliche feierte in ergreifender Rede die Tugenden der Braut und gedachte der schweren Schicksalswege, die hinter dem Paare lagen. — — —

Als die Zeremonie beendet war, trat der Konsul auf seine Schwiegertochter zu, umarmte und küßte sie auf die Stirn und sagte lächelnd: „Ich glaube, um deine Liebe nicht vergebens geworben zu haben. Halte dein Versprechen und sei mir eine von Herzen treue und liebende Tochter!“

Inge nickte mit dem Köpfchen, denn sie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, aber der Blick, mit dem sie dem Schwiegervater in die Augen sah, verriet soviel Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß der Konsul sie erneut an sich zog und küßte. — — —

Frau Berger endlich konnte der Zwiespältigkeit ihrer Gefühle nicht Herr werden. Einerseits vermochte sie die Trennung von ihrem Liebling nicht zu überwinden, anderseits aber schwamm sie in einem Meer von Rührung über das märchenhafte Glück ihres Töchterchens.

* * *

Wolfram hatte gleich nach seiner Genesung ganz in der Nähe seines Vaters ein eigenes Heim erworben und glänzend ausgestattet, wo Inge nun ihren Einzug als waltende Hausfrau hielt.

Auf dem Tisch ihres Boudoirs, als sinnige Überraschung des aufmerksamen Schwiegervaters stand eine kleine Schreibmaschine in einem prachtvollen Lederkoffer und an der Wand in einem vergoldeten Rahmen hing eine Radierung von Künstlerhand, den Spittelmarkt darstellend, mit dem immer wogenden Geschäftsbetriebe der Großstadt.

— Ende. —

Das Fräulein vom Spittelmarkt

DER LEBENSROMAN EINER STENOTYPISTIN NACH
DEM ROMAN VON ADOLF SOMMERFELD

Regie: Gerhard Dammann

Hauptrollen: Hanni Reinwald, Ernst Rückert, Schröder-Schromm, Frau
Plessner, Otz Tollen



NATIONAL-FILM A.-G.

BERLIN SW 48



Inserat in der Zeitschrift „Kinematograph“,
September 1925



Hanni Reinwald in der Titelrolle des Films